

Zukunftswerkstatt DGPT 2035

Berlin, 7. Dezember 2024

Vorträge und Diskussionen

Einleitende Bemerkungen des Geschäftsführenden Vorstandes der DGPT:

Angesichts der enormen äußeren und inneren Herausforderungen, vor denen die DGPT sich als Berufsverband und Fachgesellschaft gestellt sieht, hat der Vorstand sich entschlossen, einen zweistufigen Prozess in Gang zu setzen, der eine möglichst breite Diskussion in der Mitgliedschaft ermöglichen soll: wie und wohin soll sich die DGPT in der Zukunft entwickeln?

Die „Zukunftswerkstatt DGPT 2035“ war der erste Schritt. Referent:innen aus verschiedenen Gruppierungen der Gesellschaft waren eingeladen, ihre Vorstellungen zu den Aufgaben und Entwicklungsmöglichkeiten der DGPT in unterschiedlichen Bereichen darzustellen - zur DGPT als Dachverband (Rupert Martin/Georg Schäfer); zur DGPT als Player im Gesundheitswesen, sowie in der Berufspolitik (Torsten Michels); zur Verankerung der psychodynamischen Verfahren in Forschung und Lehre (Michael B. Buchholz); zur Frage der Generativität in der Gesellschaft (Dialog zwischen einer Weiterbildungsteilnehmerin und einer Lehrenden: Lena Sabaß/Ingrid Stammnitz) – und diese gemeinsam mit den Anwesenden zu diskutieren.

Uns war es wichtig, dass in der Veranstaltung in der DGPT als Gesellschaft vorhandene kontroverse Sichtweisen zu Wort kommen. Dies ermöglicht einen Einblick in die Bandbreite unterschiedlicher Positionen innerhalb der DGPT und kann als Ausgangspunkt für die weitere Auseinandersetzung dienen. Dabei konnte die Veranstaltung nur Anstöße bereitstellen, die weitergedacht und vertieft reflektiert werden sollen – sowohl in den Instituten, als auch in der im Sommer dieses Jahres folgenden Arbeitskonferenz – letztlich in der Gesellschaft als Ganzes. Wir danken allen Referent:innen und den Teilnehmenden für Ihr Engagement!

Das Bemühen um Einheit in der Vielfalt – Integrative und desintegrative Prozesse in der DGPT

(Eine Power-Point-Präsentation des Vortrages befindet sich im Anhang.)

1. Einleitung: Einheit in der Vielfalt

Es lassen sich mindestens sechs Bereiche identifizieren, in denen sich Gruppen in der DGPT gegenüberstehen, die sich mit eigenen und z.T. divergierenden Interessen begegnen:

- fachverbandliche und berufsverbandliche Ausrichtung
- Ärztliche- und Psychologische Psychotherapeuten
- Psychotherapeutenkammerpolitik und DGPT-Politik
- Psychoanalytiker und tiefenpsychologische Psychotherapeuten
- Freien Institute und fachverbandlich organisierte Institute
- Außerordentliche und ordentliche Mitglieder

Die DGPT ist in all diesen Bereichen gefragt, Interessenskonflikte zu identifizieren, Spannungen auszuhalten und einen Interessensausgleich zu suchen. Die Vielfalt der Gruppierungen mit den je spezifischen Interessen versammelt sich unter dem Dach der DGPT. Die DGPT bemüht sich um ein integratives Wirken und einen Interessensausgleich vor dem Hintergrund des gemeinsamen Anliegens aller Gruppen, das im Vereinszweck in § 2 Abs. 1 der Satzung wie folgt formuliert ist:

„Die DGPT dient der Pflege, Weiterentwicklung und Verbreitung der Psychoanalyse und der von ihr abgeleiteten Verfahren und Methoden in Forschung, Lehre und Versorgung (Prävention, Behandlung und Rehabilitation). Sie fördert die Anwendung der Psychoanalyse in Psychotherapie, der Medizin und weiteren Anwendungsgebieten.“

Die Bündelung heterogener Interessen und der Ausgleich unter ihnen zum Zwecke einer gemeinsamen Vertretung nach außen kann als Gründungsidee und Daseinsgrund der DGPT angesehen werden. Zur Zeit der Gründung der DGPT im Jahr 1949 gab es einerseits in fachlicher Hinsicht eine große Heterogenität bis hin zur Unvereinbarkeit unter den verschiedenen psychoanalytischen und von der Psychoanalyse abgeleiteten Schulen, andererseits überwogen damals, vor dem Hintergrund der schwierigen Lage in der Nachkriegszeit, in berufsständischer Hinsicht die gemeinsamen Interessen. So stand bei der Gründung der DGPT zunächst die berufsverbandliche Integration im Vordergrund.

Berufsverbandliche Integration bedeutet auch, dass die fachlichen Differenzen nicht zu berufspolitischen Nachteilen führen sollten. Hierfür ein Beispiel: Der Konflikt in der nach dem Krieg wiedergegründeten Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (DPG), zwischen der von Harald Schulz-Henkes „Neopsychoanalyse“ dominierten Mehrheit und der von Carl Müller-Braunschweig angeführten und von der IPA unterstützten Minderheit, führte bekanntlich im Jahr 1950 zur Ausgründung der DPV. Dass die Spaltung der DPG zu keinem feststellbaren berufspolitischen Nachteil für alle Beteiligten geführt hat, kann aus unserer Sicht als Verdienst der DGPT zugeschrieben werden. Indem die ein Jahr zuvor gegründete DGPT ihr berufsverbandliches Dach über alle Beteiligten aufgespannt hat, konnte man sich den „Luxus“, die Differenzen in der DPG, d. h. das Problem der Einheit durch Spaltung zu lösen (Wilhelm Salber), überhaupt erst erlauben.

Bedauerlicherweise wird die integrative Funktion der DGPT nicht hinreichend gewürdigt, sondern oft für selbstverständlich genommen oder übersehen. So kommen historische Darstellungen der Psychoanalyse in Deutschland häufig ohne jede Bezugnahme auf die DGPT als eines relevanten Players daher. Dies wurde bei der Tagung „100 Jahre psychoanalytische Ausbildung“ im Jahre 2020 besonders deutlich. DPV und DPG hatten diese Tagung in Berlin organisiert und Vertreter der IPV eingeladen. Max Eittington wurde gewürdigt. Er hatte 1920 in dem in Berlin gegründeten ersten psychoanalytischen Ausbildungsinstitut die bekannten Ausbildungsstandards entwickelt. Im Vorfeld der Tagung gab es kein Bemühen mit der DGPT in Kontakt zu treten, es waren keine Beteiligung an der Tagung, noch nicht einmal ein Grußwort gewünscht. In dem Vortrag zur Entwicklung der Psychoanalyse in Deutschland nach 1945 tauchte die DGPT mit keinem Wort auf.

Das beschriebene Übergehen der DGPT als Dachverband mit großer integrative Kraft und als wichtiger Player im Konzert der psychoanalytischen Institutionen verschließt den Blick davor, dass die DGPT eine historische Errungenschaft darstellt – als berufsständische Vertretung für alle psychoanalytischen Fachgesellschaften und alle psychoanalytischen Institute, sowie – was ebenfalls gerne vergessen wird – als gemeinsame fachliche Plattform der Zuvorgenannten mit gemeinsamen fachlichen Mindeststandards. Als historische Errungenschaft ist die DGPT im Bereich der Psychoanalyse vielleicht vergleichbar mit der deutschen Einheitsgewerkschaft und ihrem Wirken als Plattform für die Mitgliedergewerkschaften. Dass die DGPT ihre integrative Kraft behält, ist heute jedoch keineswegs selbstverständlich. Vielmehr muss die Einheit in der Vielfalt immer wieder aufs Neue hergestellt werden. Sie ist eine dauernde Aufgabe. Auf die Gefährdungen der Einheit in Vielfalt kommen wir noch zu sprechen.

2. Fachverband und Berufsverband

Wie bereits angedeutet, war die DGPT bei Gründung des Verbandes mehr in Richtung Berufsverband ausgerichtet. Die vom Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer nach dem Krieg wiederbegründete Allgemeine Ärztliche Gesellschaft für Psychotherapie beanspruchte eine enge Anbindung der Psychotherapie an die Nervenheilkunde und forderte den Ausschluss von Nichtärzten bei der psychotherapeutischen Tätigkeit. Auch wurde der Sinn einer umfassenden Lehrtherapie von psychiatrischer Seite in Frage gestellt. Die Gründung des Stuttgarter Instituts für Psychotherapie im Jahr 1948, federführend durch Wilhelm Bitter, wurde von Kretschmer und psychiatrischen Kollegen in diffamierender Weise politisch angegriffen, wie in der Autobiographie Wilhelm Bitters aus dem Jahre 1976 nachzulesen ist.

Vertreter des Stuttgarter Instituts waren neben Vertretern des „Instituts für Psychologische Forschung und Psychotherapie“ aus München (heute „Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München“), sowie Vertretern des „Instituts für Psychotherapie Berlin (IfP Berlin)“, sowie weiterer regionaler Gruppierungen und Vertreter der einzigen damals existierenden Fachgesellschaft, der DPG, an der Gründung der DGPT wesentlich beteiligt. Die Institute waren von Anbeginn ein konstituierendes Element in der DGPT. Ihre Vertreter stellten lange Zeit den Vorstand des Verbandes.

Es war ein Zusammenschluss der Psychoanalytiker verschiedener Schulen und eine gemeinsame berufspolitische Interessenvertretung gefragt, die sich 1949 in der Gründung der DGPT realisierte. Als erste Amtshandlung gelang es Wilhelm Bitter, ein Berufsverbot für nicht-ärztliche Mitglieder der DGPT abzuwenden. Bitter hatte sich von Anbeginn für eine gemeinsame fachlich-wissenschaftliche und berufspolitische Orientierung der DGPT ausgesprochen. Die fachliche Orientierung fand sich in der Formulierung von Ausbildungs-

standards wieder, die auf dem ersten Kongress 1950 einmütig verabschiedet wurden.

Die Dominanz der Psychoanalyse und der Tiefenpsychologie im Bereich der Psychotherapie erleichterte die berufspolitische Arbeit unter primär fachlichen Gesichtspunkten. So waren es eher Herausforderungen, die Psychotherapie nicht von den Psychiatern vereinnahmen zu lassen oder den nicht-ärztlichen Psychoanalytikern einen Platz im Versorgungssystem zu ermöglichen, nicht aber die eigenen Verfahren im System abzusichern. Der Verband war in seinen Anfängen wesentlich von der Berufsgruppe der Ärzte dominiert, auch wenn den „Interdisziplinären“, und das waren nicht nur Psychologen, ein Zugang zur Gesellschaft von Anbeginn ermöglicht wurde.

In den Vereinszwecken in § 2 der Satzung der DGPT steht heute, dass sich die DGPT versteht

1. als berufspolitische Vertretung der psychoanalytisch und/oder tiefenpsychologisch fundiert aus-und weitergebildeten Mitglieder
2. als wissenschaftliche Fachgesellschaft der Psychoanalytikerinnen/Psychoanalytikern sowie tiefenpsychologisch fundiert arbeitenden Psychotherapeutinnen/Psychotherapeuten.

Diese Doppelbestimmung als Berufsverband und Fachverband ist somit in der Satzung festgehalten. Es gilt berufspolitische Entscheidungen immer unter Beachtung fachlicher Erwägungen zu treffen. Wir glauben, dass dies zu einer Stärke der DGPT geworden ist. Ursprünglich stand übrigens die Fachverbandlichkeit an erster Stelle der Vereinszwecke. Erst in jüngerer Zeit unter der Geschäftsführung von Herrn Dr. Hoffmann wurden die Positionen 1 und 2 getauscht.

Zur berufspolitischen Erfolgsgeschichte der DGPT gehören zweifellos die Schaffung eines Zusatztitels „Psychotherapie“ in der ärztlichen Weiterbildungsordnung 1956. Die Erstellung der Psychotherapie Richtlinie folgte 1967 und machte die tiefenpsychologisch fundierte und die analytische Psychotherapie zu Kassenleistungen. 1971 gelang es der DGPT, die nicht-ärztlichen Psychoanalytiker im Rahmen des Delegationsverfahrens in die Kassenversorgung einzubinden. 1980 wurde dann die Verhaltenstherapie in Richtlinienversorgung aufgenommen, was die DGPT fortan vor die Aufgabe stellte, mit Konkurrenz umgehen und die eigenen Verfahren legitimieren zu müssen.

3. Ärztliche- und Psychologische Psychotherapeuten

Durch den Arztvorbehalt der Reichsversicherungsordnung konnten die nicht-ärztlichen Psychotherapeuten (vor allem Diplom-Psychologen) seit 1971, nur im Rahmen des Delegationsverfahrens, in die Vertragsbehandlungen einbezogen werden. Das Delegationsverfahren wies den nicht-ärztlichen Psychoanalytikern den Status einer Heilhilfsperson zu und stellte sie in Abhängigkeit der delegierenden Ärzte. Diese Status- Ungleichheit zwischen den Gruppen der Ärzte und der Nicht-Ärzte war vor dem Hintergrund der gemeinsamen Ausbildung und wechselseitigen Achtung der Gruppen über viele Jahre in der Gesellschaft hinreichend gut handelbar. Hier hat es sicher einer Rolle gespielt, dass die DGPT sich immer wieder für die Gleichbehandlung der Berufsgruppen, z.B. bei Vergütungsfragen (hier drohte eine Schlechterbezahlung der Psychologen) eingesetzt hat.

Ab 1958 findet sich im Vorstand fortan ein Vertreter der Nicht-Ärzte, ab 1978 dann einen Vertreter der Fachpsychologen. Über dieses Amt der Vertreter der Fachpsychologen kam Prof.

Werthmann in den DGPT-Vorstand und wurde 1987 als erster Diplom-Psychologe Vorsitzender der DGPT. Als Vertreterin der Fachpsychologen folgte ihm 1989 Ellen Bruckmayer nach, die wesentlich an der Entstehungsgeschichte des Psychotherapeutengesetzes mitgearbeitet hat.

Zu einer Zerreißprobe zwischen den beiden Berufsgruppen kam es für die DGPT im Vorfeld der Einführung des Facharztes für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie (ursprünglich Psychotherapeutische Medizin) und der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Psychosomatische Medizin (DGPM) im Jahr 1992. Die Folgen waren einschneidend für die Institute: Der neue Facharzt beinhaltet auch eine Qualifikation in Verhaltenstherapie oder in Tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie. Letztere wurde bis dato als Weiterbildung zum Zusatztitel „Psychotherapie“ an den psychoanalytischen Instituten angeboten. Manche Ärzte wechselten dann von der „kleinen“ in die „große“ (kombinierte) Weiterbildung. Mit der Integration der TP in den neuen Facharzt gingen den Instituten Weiterbildungsteilnehmer verloren.

Die Einführung des neuen Facharztes für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, sowie die Bemühungen um ein Psychotherapeutengesetz führten 1993 zum Beschluss zur Bildung der beiden Sektionen für die ärztlichen und psychologischen Mitglieder der DGPT. Mit diesem Beschluss sollte einerseits den unterschiedlichen berufspolitischen Interessenlagen der beiden Gruppierungen Rechnung getragen werden, und andererseits sollten die beiden Gruppen auf diese Weise innerhalb der DGPT zusammengehalten werden. Aufgrund der schnellen Einführung der beiden Sektionen wurden die jeweiligen Vorsitzenden zunächst durch den Geschäftsführenden Vorstand ernannt. Im Zuge einer Satzungsreform der DGPT waren die Sektionsleiter ab 1996 Mitglieder des Geschäftsführenden Vorstands, wurden von der Sektion nominiert, aber von der gesamten Mitgliedschaft in den Vorstand gewählt. Diese Zweischrittigkeit von Nominierung und Wahl bildet das Konzept der Einheit in der Vielfalt eindrücklich ab. Die von allen Mitgliedern gewählten Sektionsleiter waren gleichwertig in einen Vorstand eingebunden. Die beiden Sektionen sind seither eigene Berufsverbände als rechtlich unselbständige Untergliederungen der DGPT. Jede Sektion kann jetzt ihre spezifischen berufspolitischen Aufgaben selbständig wahrnehmen. Dabei wird aber eine grundsätzliche Verbandstreue der Untergliederungen vorgegeben. So heißt es in § 5, Absatz 1: „Entsprechend der interdisziplinären Tradition der Psychoanalyse sind die Sektionen verpflichtet, die gemeinsamen Ziele des psychoanalytischen Berufsstandes zu bewahren und die Interessen der DGPT und der jeweils anderen Sektion angemessen zu berücksichtigen.“

Die DGPT hat noch ein weiteres Instrument zum Interessensausgleich der Berufsgruppen der Ärzte und PP entwickelt, das ist die sog. Ärzte-PP-AG. Alle berufspolitisch Aktiven finden in größeren Abständen zu einem Austausch zusammen. Am Vormittag tagen die Berufsgruppen getrennt und am Nachmittag gemeinsam. Beide Gruppen informieren sich in der gemeinsamen Runde vorab gegenseitig über die Beratungsthemen in der jeweiligen Gruppe.

Wie Holger Schildt 2007 in einem Beitrag im „Psychotherapeutenjournal“ hervorhob, war das Delegationsverfahren einer von drei Wegbereitern des Psychotherapeutengesetzes, das 1999 in Kraft trat. Dadurch, dass die nicht-ärztlichen Psychotherapeuten einen wichtigen Beitrag ins Versorgungssystem einbringen konnten, war ein eigenes Berufsgesetz möglich und notwendig geworden. Der neue Beruf des Psychologischen Psychotherapeuten wurde wie der Arztberuf auch ein verkammerter Heilberuf, in den die bisher im Delegationsverfahren tätigen

psychologischen Psychoanalytiker überwechselten.

Im Vorfeld des Psychotherapeutengesetzes kam es innerverbandlich zu erheblichen Spannungen zwischen den Berufsgruppen der Ärzte und der Psychologen. Dem Emanzipationswunsch der Psychologen stand der Verlust des Arztvorbehalts auch im Bereich der Psychotherapie gegenüber.

Was das Verhältnis der beiden Berufsgruppen zueinander heute wesentlich prägt, ist die Verschiebung der Mitgliederanteile zu Lasten der ärztlichen Psychotherapeuten. War die DGPT in ihren Anfängen weit überwiegend ein ärztlich geprägter Verband, so hat sich dies über die Jahrzehnte nahezu umgekehrt. Seit Jahren wird die Gruppe der ärztlichen Kollegen in der Versorgung und in der Ausbildung im relativen Anteil kleiner. So sind innerverbandlich die Themen der Psychologen (Ausbildungsreform) dominierend geworden. Zugleich hat sich in der Gesellschaft die akademische Psychologie anscheinend als alleinige Grundlagenwissenschaft der Psychotherapie durchgesetzt, was ebenfalls mit einer Marginalisierung des Ärztlichen einhergeht.

4. Psychotherapeutenkammerpolitik und DGPT-Politik

Die Frage der Ausrichtung des Verbandes, Fachverband und Berufsverband, stellte sich nach der Verkammerung des neuen Berufes seit 1999 und der Einbindung der Psychologischen Psychotherapeuten ins Kassenarztrecht ganz neu. Jetzt waren auch viele Psychologische Psychoanalytiker in den Psychotherapeutenkammern und in den KVen mandatiert. Das Psychotherapeutengesetz führte ferner dazu, dass eine eigenständige Fachkunde in TP für Psychologische Psychotherapeuten entstanden ist, die es vorher nur für die Ärzte („kleine Ausbildung“) gab. Außerdem entstanden viele neue Ausbildungsinstitute außerhalb der DGPT, die eine separate Qualifizierung in TP anboten, inzwischen bieten diese Institute zumeist auch die kombinierte Ausbildung an, deren Absolventen sich dann auch „Psychoanalytiker“ nennen.

Mit den Übergangsregelungen des Psychotherapeutengesetzes kamen viele Psychologen in den neuen Beruf, die in ihrer Anzahl die psychologischen Psychoanalytiker erheblich überwogen und in eigenen Interessenvertretungen (DFT, DPtV) organisiert waren. Die DGPT hatte damit ihr Alleinstellungsmerkmal bei der TP endgültig verloren. In der berufspolitischen Interessenvertretung im Bereich der Psychotherapeutenkammern und KVen waren psychologische Psychoanalytiker zwar weiterhin angesehen, aber zugleich auf Koalitionen mit Berufsverbänden angewiesen, die in großer Zahl Übergangsapprobierte ohne Abschluss an einem Ausbildungsinstitut zu ihren Mitgliedern zählten.

Diese Konstellation machte ein neues Spannungsfeld im Kontext von Fach- und Berufsverband auf, das bis heute fortbesteht: Das Spannungsfeld zwischen Vertretern in Psychotherapeuten-Kammervorständen und Vertretern des DGPT-Vorstands. Erstere sind dem gesamten Berufsstand der PPs und KJPs verpflichtet, Zweitere den Mitgliedern der DGPT, den DGPT-anerkannten Instituten und den von ihr vertretenen Fachgesellschaften. Diese Spannungen haben insbesondere die DGPT-Gruppe im Deutschen Psychotherapeutentag (DPT) ganz erheblich belastet. So wurden Anträge im DPT, die unter fachlichen Gesichtspunkten aus Vorstandssicht wichtig erschienen (z.B. zum Weiterbildungsinstitut, zum Erwerb von zwei Verfahren in der Fachgebietsweiterbildung oder zum Verfahrensbezug in den neuen Bereichsweiterbildungen) oft von Vertretern in Kammervorständen nicht mitgezeichnet oder gar bekämpft. Auch wurde bei den letzten Wahlen zum Vorstand der BPtK die DGPT-

Kandidatin von Kammervorstandsvertretern der DGPT erklärtermaßen nicht gewählt. Oft erhielt der DGPT-Vorstand wichtige Informationen zu berufspolitischen Entwicklungen in den Kammern nicht aus den eigenen Reihen, sondern über andere Verbände. Es entstand immer wieder der Eindruck, dass Kammerinteressen über den DGPT-Interessen standen. Der Vorstand hatte sich über Jahre bemüht, einen Ausgleich zwischen diesen beiden Gruppen zu suchen. In diesem Kontext wurde auch ein Kammervorstandsvertreter in den DGPT-Vorstand geholt und ein regelmäßiger Austausch zwischen Kammervorstandsvertretern und DGPT-Vorstand eingerichtet. Mit dem öffentlichen Auftritt des sog. Rothenberger Kreises (dem viele Kammervorstandsvertreter angehörten) und einer massiven Diffamierung des DGPT-Vorstands auf einer Internetseite erreichten die Spannungen vor den Vorstandswahlen 2019 und der Kandidatur eines Kollegen aus dem Rothenberger Kreis einen Höhepunkt. Für die DGPT-Gruppe im DPT hatte der DGPT-Vorstand nach einer weiteren Eskalation beim 40. DPT 2022 dann eine externe Moderation eingerichtet, um die Interessenskonflikte benennen und konstruktiver angehen zu können. Bei diesem Konflikt ging es um die Bereichsweiterbildung in analytischer Psychotherapie, bei der nur noch ein Behandlungsfall mehr als 160 Stunden ausweisen sollte.

Seit der Moderation im letzten Jahr ist der Konflikt nicht beigelegt, aber in seiner Intensität gedämpft. Dennoch handelt es sich um einen Konflikt, der sich um Grundpositionierungen der DGPT dreht und der eine hohe desintegrative Kraft hat, so lange hier keine grundsätzliche innerverbandliche Klärung gelungen ist. Zwar haben der Rothenberger Kreis bzw. die beteiligten DGPT-Vertreter in Kammervorständen kein „Programm“ vorgelegt, jedoch sind einige Grundpositionen dieser Gruppe deutlich erkennbar: Vorrang des Berufspolitischen vor dem Fachverbandlichen, Orientierung an der Politik der Psychotherapeutenkammern, Lockerung der Verbindung zu den Fachgesellschaften, Senkung der Mitgliedschaftsvoraussetzungen zwecks Gewinnung neuer Mitglieder.

Ein solcher Kurs würde der DGPT aus unserer Sicht zwar eine höhere berufspolitische Flexibilität ermöglichen, sie andererseits aber der Gefahr aussetzen, in der Beliebigkeit der Berufsverbände, denen es primär um mehr Rechte, mehr Geld, mehr Macht und mehr Einfluss für ihre Mitglieder geht, aufzugehen. Die Vorstände der DGPT der letzten 10 Jahre haben den Markenkern der DGPT jedoch gerade in der Verbindung von Fachlichkeit und Berufsverbandlichkeit gesehen. Die DGPT hat einen anderen Anspruch, als lediglich im quantitativen Sinne „mehr“ für ihre Mitglieder zu generieren. Dafür hat die Politik der DGPT in den letzten 10 Jahren viel Anerkennung in der Außenwelt erfahren (Kammern, KVen, andere Verbände, Öffentlichkeit). Die DGPT wird gehört und geschätzt, sie hat bei Kammer- und KV- Wahlen mehr Wähler als es ihrer eigenen Mitgliedschaft entspricht. Auch ist der Einfluss der DGPT in den Gremien der Selbstverwaltung größer, als es die Mandatierungen nahelegen würden.

5. Psychoanalytiker und tiefenpsychologische Psychotherapeuten

Mit dem Psychotherapeutengesetz (PsychThG) war auch für PPs und KJPs die Möglichkeit eröffnet, eine separate Fachkunde in TP zu erwerben. Diese Option wurde von Seiten des DGPT-Vorstands anfangs geächtet und den Instituten empfohlen, nur die integrierte Ausbildung anzubieten. Viele Institute hatten sich aber schon bei ihren Antragstellungen an das Landesprüfungsamt die Option der separaten tiefenpsychologischen Vertiefung gesichert und es entstand in den folgenden Jahren, auch infolge einer verstärkten Nachfrage nach einer separaten TP-Ausbildung, ein zunehmendes Angebot einer TP-Ausbildung auch an DGPT-

Instituten. Da ein eigenes Curriculum der DGPT für eine TP-Ausbildung fehlte, entstand eine heterogene Landschaft eigener Curricula an den Instituten, die sich teilweise an den Vorgaben des PsychThG orientierte. Gleichzeitig wurden in vielen Institute auch Ärzte zum Zusatztitel „Psychotherapie fachgebunden“ weitergebildet. Sowohl die Ärzte, wie auch die neuen PPs mit Vertiefung in TP, konnten eine affilierte Mitgliedschaft in der DGPT erwerben. Diese wurde allerdings wenig nachgefragt und auch von vielen, die TP-Ausbildung vertretenden Mitgliedern, als unwürdige Lösung angesehen. Mit der Erweiterung der Aus- und Weiterbildungsrichtlinien der DGPT, durch die Aufnahme einer eigenständigen TP-Qualifizierung, sowie einer Satzungsänderung zur Einrichtung einer ordentlichen Mitgliedschaft für tiefenpsychologisch qualifizierte Kollegen/innen, die sich an DGPT- anerkannten Instituten qualifiziert haben, ging im Jahre 2017 ein langjähriges Ringen vorläufig zu Ende.

Es war damals allen daran gelegen, eine an die Psychoanalyse angelehnte TP zu etablieren, dazu gehörte insbesondere eine intensive Einzelselbsterfahrung, die von Psychoanalytikern geleitet werden musste. Damit wurde aber auch den tiefenpsychologischen Psychotherapeuten die Durchführung von Lehrtherapien verwehrt, die Durchführung von Supervisionen war ihnen zugestanden. Die verpflichtende Einbindung der Psychoanalytiker in die Lehrtherapie war der gangbare Kompromiss, der 2017 eine überwältigende Zustimmung zur Satzungsänderung ermöglichte hatte. Auch wenn es manchen zu langsam ging, so ist die Satzungsänderung doch eine Erfolgsgeschichte geworden.

Es bedurfte dann noch weiterer 5 Jahre, bis eine Arbeitsgruppe der DGPT in vielen Sitzungen einen für alle akzeptablen Weg der Qualifizierung von Tiefenpsychologen für die Übernahme von Lehrtherapien erarbeiten konnte. Inzwischen können auch Institute, die ausschließlich in TP ausbilden, nicht aber „kombiniert“, als DGPT-Institute anerkannt werden. Bisher hat die DGPT drei tiefenpsychologische Ausbildungsinstitute neu aufgenommen. Die tiefenpsychologische Ausbildung stellt mittlerweile mehr als die Hälfte der Ausbildungsteilnehmer in der DGPT. Auch dies ist großgruppensdynamisch ein wichtiger Befund, geraten doch die Psychoanalytiker im vormals rein psychoanalytischen Verband, in absehbarer Zeit erwartbar in eine Minderheitenposition. Aber auch hier laufen integrative Prozesse, die TP innerverbandlich mehr sichtbar zu machen wie es mit dem Tag der TP seit mehreren Jahren erkennbar ist. Auch hat die Mitgliederversammlung nach § 6 der Satzung einen Arbeitskreis TP eingerichtet, der den innerverbandlichen Integrationsprozess der tiefenpsychologisch ausgebildeten Kolleginnen und Kollegen stärkt.

6. Fachverbände und Freie Institute

Die Entwicklung der DGPT- anerkannten Institute ist bis heute geprägt von der Dualität zwischen fachgesellschafts- und nicht-fachgesellschaftsgebundenen Institute. Der Satzungs- begriff der „nicht-fachgesellschaftsgebundenen“ Institute wurde später abgelöst von der Benennung dieser Institute als Freie Institute, die von Fachgesellschaftsseite zunächst oft in Anführungszeichen gehalten wurde. Während die Anführungszeichen seitens der Freien Institute zu Missfallen führte, führte die Bezeichnung „fachgesellschaftsgebunden“ zu Missfallen bei den Fachgesellschaftsinstituten. Bedeutete der Begriff „frei“ anfangs lediglich „fachgesellschaftsfrei“, so haben sich die Freien Institute im Verlaufe ihrer Entwicklung eine dritte Position zwischen den ehemals verfeindeten Gesellschaften DPV und DPG erarbeitet.

Der Vorstand der DGPT bestand, wie schon angeführt, nach der Verbandsgründung über eine lange Zeit aus den Vertretern der Institute. Die Freien Institute waren somit maßgeblich im Vorstand vertreten, auch wenn sich die Freien Institute noch gar nicht als Gruppe verstanden haben, da sie ja wesentlich die DGPT selbst konstituierten. Erst nach der Gründung weiterer Fachgesellschaften (DPV 1950, DGAP 1955, DGIP 1962) und mit dem Anwachsen der Zahl der anerkannten Institute kam es zu einer Satzungsreform. In dieser Satzungsreform 1978, da war Holger Schildt schon Geschäftsführer des Verbandes, wurden die Institute in den Beirat verlagert, der eine Art Aufsichtsrat für den neuen Vorstand und neuen erweiterten Vorstand werden sollte. Maßgeblich waren jetzt die Fachgesellschaften im erweiterten Vorstand vertreten, mit insgesamt vier Vertretern. Die Freien Institute konnten zwei Vertreter in den erweiterten Vorstand entsenden.

Nach dem Verlust ihrer zentralen Position durch die Gründung weiterer Fachgesellschaften und die Satzungsreform mussten sich die Freien Institute als Gruppe erst neu finden. Man traf sich lange Zeit 2x im Jahr im Kreis der Beiratsvertreter der Freien Institute, ohne sich über das Mandat im Beirat hinaus zu organisieren. Die Vertreter der Fachgesellschaftsinstitute hatten hier einen Vorsprung, waren innerhalb der Fachgesellschaften gut organisiert und auch über diese in der DGPT repräsentiert.

Ein langes Ringen um eine bessere Verfasstheit innerhalb der Gruppe der Freien Institute setzte ein. Dabei wurde vorübergehend auch die Gründung eines separaten Vereins und damit einer weiteren Fachgesellschaft in Betracht gezogen. Schließlich kam es im Jahr 2019 zur Einfügung des Netzwerkes Freier Institute für Psychoanalyse und Psychotherapie als neues Organ in § 8 der Satzung der DGPT. Das Netzwerk vertritt und koordiniert die Interessen der Freien Institute innerhalb der DGPT. Es entsendet je einen Vertreter in den Erweiterten Vorstand und in den Beirat der DGPT. Innerverbandlich ist das NFIP in alle Arbeitsgruppen der DGPT eingebunden, außerverbandlich wird das NFIP durch die Stellungnahmen der DGPT mitvertreten. Um in den Positionierungen nach außen zu einer besseren Abstimmung zu kommen, wurden regelmäßige Besprechungen des geschäftsführenden Vorstands mit den Sprecherinnen des NFIP eingerichtet, in denen ein Austausch zu aktuellen berufspolitischen Entwicklungen und Positionierungen der DGPT erfolgt.

Ein gewisser Interessenausgleich zwischen NFIP und Fachverbänden wird in jahrzehntelanger Praxis dadurch versucht, dass möglichst immer Vertreter der Fachgesellschaften, wie auch Vertreter der Freien Institute dem geschäftsführenden DGPT-Vorstand angehören. Die Satzung sieht hier im Grunde aber kein Vertretungsrecht für die Fachgesellschaften oder das NFIP vor.

Entscheidend für das Verhältnis der Freien- vs. der Fachgesellschaftsinstitute dürfte sein, dass die DGPT der Fachverband der Freien Institute ist, während es für die Fachgesellschaftsinstitute die jeweilige eigene Fachgesellschaft ist. So sind nahezu 100% der Mitglieder der Freien Institute auch Mitglieder der DGPT. Hingegen erreicht die Abdeckung der DGPT an den Fachgesellschaftsinstituten allerhöchstens 50%. In diesen Zahlen drückt sich ein großgruppendynamisches Problem für die DGPT aus: Während für die Mitglieder der Freien Institute die DGPT die primäre Verbandsidentifizierung darstellt, handelt es sich bei den Mitgliedern der Fachgesellschaftsinstitutes um eine sekundäre Verbandsidentifizierung. Dies kommt auch im gängigen Sprachgebrauch zum Ausdruck, in dem von DGPT-Instituten (=Freie Institute) gesprochen wird, vs. Fachgesellschaftsinstituten, was außeracht lässt, dass Letztere

auch „DGPT-Institute“ sind. Fachgesellschaftsmitglieder klagen in diesem Zusammenhang darüber, dass sie neben ihrer primären Fachgesellschaft und der DGPT für zwei Gesellschaften Mitgliedsbeiträge bezahlen sollen.

Das Problem der unterschiedlich starken DGPT-Identifizierung zwischen Freien- und Fachgesellschaftsinstituten erhält weitere Brisanz durch die Entwicklung der Mitgliedschaftsverhältnisse innerhalb der DGPT: Hier hat es in den letzten 20 Jahren ein kontinuierliches Anwachsen der Gruppe der Mitglieder aus Freien Instituten gegeben. Hintergrund ist, dass die Freien Institute im Unterschied zu den Fachgesellschaftsinstituten überproportional viele Ausbildungskandidaten haben. Hinzu kommt, dass seit Jahrzehnten alle in die DGPT neu aufgenommenen Institute sich der Gruppe der Freien Institute zugeordnet haben – mit Ausnahme des DPG-Institutes in Heidelberg. Natürlich beunruhigt es andere Gruppierungen, wenn eine Gruppierung in einem Verband stark wächst. Dies ist immer mit der Gefahr verbunden, einen Prozess der Selbstversicherung und Abschottung zu mobilisieren.

Weitere Konfliktstoff für das Verhältnis von Freien- und Fachgesellschaftsinstituten entstand seit den Buenos Aires-Beschlüssen der IPA zur Änderung der Ausbildungsstandards in der IPA im Jahr 2017. Durch die Erweiterung der Frequenz der Lehranalyse in dem Eitingon Ausbildungsmodell auf 3 bis 5 Sitzungen pro Woche anstatt vormals 4 bis 5, erfüllte auf einmal die DGPT mit ihren Aus- und Weiterbildungsrichtlinien die formalen Voraussetzungen für eine Anerkennung als IPA-Mitgliedsverband. In DPV und DPG kam die Befürchtung auf, die DGPT könne als Gesamtverband in die IPA aufgenommen werden wollen, so dass der Weg in die IPA in Deutschland nicht mehr allein über die DPV oder den IPA-Track der DPG verläuft. An DPV-Instituten, sowie an DPG-Instituten, an denen nachqualifizierte IPV- und nicht IPV-Mitglieder in einem angespannten Verhältnis standen, fürchtete man ein Downsizing durch eine IPV-Mitgliedschaft über die DGPT.

Im erweiterten Vorstand der DGPT haben DGAP und DGIP ein Interesse an einer IPA-Mitgliedschaft der DGPT verneint, da sie wie DPV und DPG eigenen internationalen Gesellschaften angehören. Somit verständigte man sich im erweiterten Vorstand darauf, dass eine Antragstellung für die DGPT als Ganzes aufgrund ihrer Dachverbandsfunktion nicht in Frage kommt, jedoch als Möglichkeit für die Gruppe der Freien Institute zu eröffnen wäre, falls diese es wünschen. Sie wissen, dass ein entsprechender Klärungsprozess noch im Gange ist. Eine Gruppe an einem Freien Institut, der Münchner Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalyse, hat den IPA-Beitritt bereits separat beantragt. Für die Gruppe der Freien Institute ist die Antragstellung hingegen massiv erschwert, da sie nicht in einer eigenen Gesellschaft organisiert sind.

Ein verbindender Faktor für Freie- und Fachgesellschaftsinstitute stellt die Ausbildungsreform dar. Beide Gruppen haben ein Interesse daran, dass die Psychoanalyse wieder an den Universitäten heimisch wird, um nicht vom Nachwuchs abgeschnitten zu werden. Beide haben die exorbitanten Herausforderungen der neuen Weiterbildung in Anstellungsverhältnissen zu stemmen, die sich für Freie- wie Fachgesellschaftsinstitute gleich darstellen. Dies hat in verschiedenen Regionen einen Prozess stärkerer Kooperation in Gang gesetzt, nachdem man sich teilweise vor Ort lange in einem Konkurrenzverhältnis befunden hat. In vielen Regionen

ist so eine vertiefte Zusammenarbeit der DGPT-anerkannten Institute entstanden, wie z. B. in Nordrhein, wo man gemeinsam zu öffentlichen Veranstaltungen einlädt und ein gemeinsames Semesterprogramm herausgibt.

7. Außerordentliche und ordentliche Mitglieder

Ganz aktuell, und das betraf unsere letzte Mitgliederversammlung im September, wurde von einer Teilgruppierung innerhalb der DGPT, der insbesondere auch Vertreter:innen aus der Bundeskandidatenvertretung angehörten, um die Erweiterung der aktiven Stimmrechte für die außerordentlichen Mitglieder gerungen. Diese wünschte mehr Mitsprache im Verband und damit auch eine Anerkennung ihrer Mitwirkungsinteressen. Ohne die Entwicklungen, denen viele Gespräche des DGPT-Vorstandes mit den Bundeskandidatenvertreter:innen vorausgingen, hier noch einmal wiederholen zu wollen: Die geltend gemachte Forderung nach einer Erweiterung der aktiven Stimmrechte der außerordentlichen Mitglieder in der Mitgliederversammlung führte zu erheblichen innerverbandlichen Spannungen, die sich vor allem auf den Mitgliederversammlungen im September 2023 und 2024 entluden. Der Vorstand begrüßte grundsätzlich das Interesse dieser DGPT-Teilgruppierung an mehr Mitwirkungsmöglichkeiten der außerordentlichen Mitglieder im Verband, sah aber bestimmte aktive Stimmrechte an den Erwerb der Fachkunde gebunden. Es wurde auf der Mitgliederversammlung 2023 dann ein Beschluss zur Einrichtung einer Arbeitsgruppe insbesondere unter Beteiligung von Vertreter:innen dieser Teilgruppierung (ehemalige Antragsteller:innen von Satzungsänderungsantrag aus Mitgliederversammlung 2023) gefasst mit dem Auftrag, einen gemeinsamen Vorschlag für die Mitgliederversammlung 2024 zu erarbeiten. Die an der sodann gegründeten „AG Partizipation außerordentlicher Mitglieder“ teilnehmenden Vertreter:innen der Bundeskandidatenvertretung lehnten nach mehreren gemeinsamen Sitzungen letztlich einen Kompromissvorschlag offen ab, der von der großen Mehrheit der AG-Mitglieder getragen worden wäre. So kam es auf der Mitgliederversammlung im September 2024 zu konkurrierenden Anträgen und im Ergebnis für keinen der Anträge zu einer notwendigen 2/3 Mehrheit. Angesichts der großen Bemühungen um eine Annäherung in den Vorjahren war dieses Ergebnis enttäuschend.

8. Fazit: Gefahren für die integrative Kraft der DGPT

Aus den beschriebenen, miteinander zusammenhängenden Spannungsfeldern, ergeben sich jeweils große Herausforderungen für die integrative Kraft der DGPT. Die Herausforderungen sind um so größer, als dass sich die Verhältnisse in einigen dieser Felder vereinseitigt haben: Die Gewichte unter den psychoanalytisch begründeten Verfahren verlagern sich immer mehr von der TP zur AP, so dass die Psychoanalytiker innerverbandlich Stimmenanteile verlieren; die Freien Institute, die anfänglich die DGPT konstituiert hatten, dann Teile ihrer Position räumen mussten, schicken sich nun an, aufgrund ihres hohen Kandidatenzuspruchs eine dominierende Position gegenüber den Fachgesellschaften innerhalb der DGPT zu erlangen; die ärztlichen Psychoanalytiker und -Psychotherapeuten sind zahlenmäßig so wenig geworden im Vergleich zu den Psychologische Psychotherapeuten, dass heute ohne lauten ärztlichen Protest die Forderung nach Orientierung an der Politik der Psychotherapeutenkammern in den Raum gestellt werden kann. Von denen, die Letzteres wünschen, wird zugleich die Frage nach fachverbandlicher vs. berufsverbandlicher Ausrichtung aufs Neue aufgerufen. Sie befinden sich dabei teilweise in Opposition zur Politik des Vorstandes der DGPT etwa der

letzten 10 Jahre, dem es darum gegangen ist, vorrangig den fachlichen Aspekten Bedeutung zu geben.

Zu den innerverbandlichen Herausforderungen kommt Druck von außen hinzu: Andere Verbände liefern sich ein Rennen um neue Mitglieder, z. B. durch Senkung der fachlichen Mitgliedschaftsvoraussetzungen und Standards, wie unser Schwesterverband VAKJP, oder durch Serviceangebote wie der bvvp. Daraus entsteht ein Druck auf die DGPT, es diesen Verbänden gleich zu tun. Zugleich erscheint dies wenig sinnvoll, da es unter den Psychotherapieverbänden faktisch ein Monopol gibt. Dieses liegt bei der Deutschen Psychotherapeutenvereinigung (DPtV), die, Stand heute, 27.000 Mitglieder zählt, somit ist fast jeder 2. Psychotherapeut Mitglied der DPtV – bei weiter steigender Tendenz, vor allem bei jungen Mitgliedern, auf die die DPtV dank der Ausbildungsreform einen verstärkten Zugang gewonnen hat, zulasten der Fachverbände.

Hinzu kommt der Siegeszug der Verhaltenstherapie. Da die Zahl der Verhaltenstherapeuten beständig zunimmt, wird es für die DGPT immer schwerer, bei Kammer- und KV-Wahlen ihre Anteile zu halten, da das Wählerreservoir der konkurrierenden Listen kontinuierlich steigt. Damit einher geht – entgegen der Legaldefinition im Psychotherapeutengesetz und der gesetzlichen Forderung, dass alle Verfahren im Studium anwendungsorientiert zu lehren und zu prüfen sind – die drohende Ersetzung des Verfahrensbezugs durch Evidenzbasierung und Leitlinienorientierung. Dies gilt sowohl für die Aus- und Weiterbildung, als auch für die berufs- und sozialrechtlichen Regelwerke. Äußerer Druck geht auch von der neuen Weiterbildung für Psychotherapeuten aus, welcher die Institute dazu zwingt, sich eine Unternehmensverfassung zu geben, um Weiterbildungsteilnehmer anstellen zu können, was bei den Verantwortlichen der DGPT-anerkannten Institute Gefühle von Überforderung schafft, bis hin zur Neigung, bei der künftigen Weiterbildung nicht mit zu machen, obwohl es das eigene Institut vom Nachwuchs abschneidet.

Dies alles erzeugt Angst und begünstigt desintegrative Prozesse. Dabei besteht die Gefahr, dass der äußere Druck zum Katalysator für bereits bestehende, zum Teil sehr alte Konflikte wird. So flackern z. B. die Konflikte zwischen den beiden Grundberufen, die in der DGPT bereits überwunden schienen, in ungeahnter Schärfe wieder auf. Für die DGPT wird es immer schwieriger, in Grundsatzfragen einen verbandlichen Konsens herzustellen und so die Einheit des Verbandes zu wahren. Auch wenn die legendäre Müdigkeit Ehrenämter zu übernehmen ein gesamtgesellschaftliches Phänomen darstellt, ist denkbar, dass sie in der DGPT auch auf desintegrative Prozesse zurückzuführen ist. Vor diesem Hintergrund begrüßen wir ausdrücklich den Schritt des Geschäftsführenden Vorstandes, die heutige „Zukunftswerkstatt 2035“ sowie die extern moderierte Arbeitskonferenz im Juli nächsten Jahres unter dem Titel „Aufbrüche in Krisenzeiten – zwischen drohender Entfremdung und konstruktiver Nutzung der Ressourcenvielfalt“ einzurichten.

Sicherlich hat auch die gesamtgesellschaftliche Situation großen Einfluss auf die Situation in der DGPT. Ein gesellschaftliches Klima, in dem der Zusammenhalt der Gesellschaft bedroht ist wie nie zuvor, macht auch vor der DGPT nicht halt. Vor diesem Hintergrund wird auch die DGPT anfällig für den Ruf nach Komplexreduktion durch einfache Lösungen. Der populistische

Geist, der durch das gesamte Land weht, weht nicht um die DGPT herum.

Schließlich kommt hinzu, dass im linken und rechten Spektrum der Politik gleichermaßen „Identitätspolitik“ dominiert. Die Identitätspolitik erschwert Kooperation, Zusammenarbeit und Kompromissfindung, da dies alles als potentielle Gefahr für die eigene Identität erlebt wird, deren Wahrung an erster Stelle steht. Dies hat dazu geführt, dass die Schwelle dafür, sich in der eigenen Identität verletzt zu fühlen, stark herabgesetzt wurde. Entsprechende Phänomene sind auch in den innerverbandlichen Diskussionen zu bemerken, da auch die verschiedenen Gruppierungen innerhalb der DGPT um den Verlust ihrer Identität fürchten. Was den desintegrativen Prozessen entgegenwirken kann ist das Bemühen um Kontakt und Austausch, so wie es in den Arbeitsgruppen und Arbeitskreisen in der DGPT immer wieder versucht wurde und wird. Mehrfach haben innerverbandliche Spannungen aber auch Satzungsänderungen erforderlich gemacht, die einen neuen Ausgleich der Kräfte ermöglicht haben.

Die integrative Gründungsidee der DGPT ist eine „universalistische“. Aus unserer Sicht lohnt es sich, an ihr festzuhalten. Sie hat der DGPT zu großen Erfolgen verholfen, deren Errungenschaften uns anscheinend so selbstverständlich geworden sind, dass uns der Gedanke fremd erscheint, dass sie realiter keineswegs selbstverständlich sind. Sie müssen vielmehr immer wieder aufs Neue erkämpft werden – wir meinen, dass es sich lohnt, dafür zu kämpfen.

Torsten Michels

Das reine Gold der Psychoanalyse und die Versorgungsrealität im deutschen Gesundheitswesen – Steht sich die institutionalisierte Psychoanalyse selbst im Weg? Überlegungen zu Veränderungswiderstand und Veränderungsangst

(Eine Power-Point-Präsentation des Vortrages befindet sich im Anhang.)

Wir stehen vor großen Veränderungen durch das 2. PTG und die WB. **Deshalb ist meine Leitfrage, ob die institutionalisierte Psychoanalyse Lust auf Zukunft entwickeln kann.**

Können wir Impulse zur Verbesserung psychoanalytischer Ausbildung und Versorgung integrieren oder versuchen wir – im laiotischen Sinn rückwärtsgewandt – das „Schlimmste“ zu verhindern, **nämlich Abschied und Veränderung**. Ich werde Ihnen gleich Einiges zumuten.

Ich möchte trotz kritischer Überlegungen vorwegschicken, dass ich großen Respekt vor allen Kolleginnen und Kollegen habe, die sich in unseren Institutionen für die Psychoanalyse und die Ausbildung engagieren und engagiert haben.

Ich beginne mit einer kurzen Einführung in meinen Hintergrund, dann erläutere ich das reine Gold und seine Folgen, leite über zur Versorgungsrealität und unseren Schwierigkeiten damit und schließe ab mit meinen Zukunftsvorstellungen für 2035.

Berufspolitischer Hintergrund:

Dieser Vortrag beruht auf den unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen, die mich im Laufe der letzten 25 Jahre geprägt und verändert haben. Mein berufspolitisches Engagement seit 1999 in den verschiedenen Gremien von Kammer, KVH und Berufsverbänden waren neben den Erfahrungen in unseren psychoanalytischen Institutionen und mit Patient*innen maßgeblich.

Anders als die Berufs- und Fachverbände sind Kammern einem Landesammer- und einem Heilberufegesetz verpflichtet. Sie sind zuständig für die Berufsaufsicht und die Qualitätssicherung. Sie überwachen die Qualität der Fort- und Weiterbildung. Außerdem besteht die Verpflichtung zur Verbesserung der psychotherapeutischen Versorgung.

Mein Weg in die Berufspolitik verlief entlang des 1. PTG und der in meinem Institut phantasierte Vernichtung der Psychoanalyse durch die Player im Gesundheitswesen und in den Wissenschaften. Eine maßgebliche Position war, dass im Rahmen des PTG psychoanalytische Ausbildungen nicht mehr möglich seien.

Und obwohl die Zeit des 1. PTG mittlerweile als die beste Zeit der Psychoanalyse betrachtet wird, die Institute hatten einen enormen Zulauf an Ausbildungskandidat*innen, geht die Welt mit dem 2. PTG nun erneut unter.

Ich werde Sie durch alte Auseinandersetzungen um die „richtige“ Psychoanalyse, deren Organisation und die damit verbundene Zukunft mitnehmen. Im Grunde ist fast alles vielfach gedacht, gesagt und geschrieben worden, verpufft aber dennoch. Das ist das Erschreckende an unserem Umgang in unseren Organisationen und deutet vielleicht auf Denkverbote hin, wie Jürgen Kind in „Das Tabu“ 2017 ausgearbeitet hat.

Das reine Gold der tendenzlosen Psychoanalyse.

Von Anfang an gab es in der Psychoanalytischen Bewegung heftige Kontroversen, über die Theorie, die Behandlungstechnik, die wahre Analyse und Zugehörigkeit zum Kreis der wahren Psychoanalytiker, die zu persönlichen Entwertungen führten und vielfältige Spaltungen der psychoanalytischen Bewegung mitverursachten. Freud schwor die Gruppe der Psychoanalytiker bereits 1910 auf das Diktum der „wahren Psychoanalyse“ ein. Endgültig formulierte Eissler 1953 die „normative Idealtechnik“ als Maßstab einsichtsorientierter psychoanalytischer Behandlungstechnik. Was darf gedacht, was hinterfragt werden?

Die Formulierung des reinen Goldes geht auf einen Vortrag mit dem Titel **«Wege der psychoanalytischen Therapie»** von Freud zurück, den er 1918 in Budapest hielt.

Der Titel passt sehr gut zu unseren kommenden Veränderungen.

Freud beginnt mit dem Satz, **„Sie wissen, wir waren nie stolz auf die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit unseres Könnens und Wissens; wir sind, wie früher so auch jetzt, immer bereit, die Unvollkommenheit unserer Erkenntnis zuzugeben, Neues dazuzulernen und an unserem Vorgehen abzuändern, was sich durch Besseres ersetzen lässt.“**

Und weiter, dass es ihn reizt, **„...den Stand unserer Therapie zu revidieren ...“** (Freud 1919a: 241). Nun wissen wir nicht, wie groß Freuds Veränderungsbereitschaft wirklich war, er spricht hier in der Verneinung, institutionell erscheint sie nicht groß. Und die Spaltungen sprechen genauso dagegen, wie die Idee des reinen Goldes.

Im Text spricht aus allen Zeilen das Elitäre der PA, das auch heute noch Teile der Psychoanalyse prägt. Freud im Text **„...wir (sind) durch die Bedingungen unserer Existenz auf die Oberschicht angewiesen, ... Für die breiten Volksschichten, die ungeheuer schwer unter den Neurosen leiden, können wir nichts tun.“**

Die können sich eine Psychoanalyse schlicht nicht leisten. Freud war tief im Bürgertum verwurzelt, seine Ideen zielten nicht auf soziale Gerechtigkeit.

Dennoch phantasiert er dort eine Zukunftsvision, dass die Gesellschaft irgendwann ihr Gewissen entdecken, seelische Erkrankungen anerkennen und deren Behandlung ermöglichen wird. Dann würden Kliniken und Praxen entstehen, in denen analytisch ausgebildete angestellte Ärzte die psychisch Kranken auf Kosten des Staates behandeln. **In Deutschland haben wir tatsächlich diese Verhältnisse, analytische Psychotherapie ist seit 1967 Kassenleistung und Psychotherapie hat mit dem 1. PTG eine fulminante Entwicklung genommen. Heute arbeiten mehr als 50.000 PP und KJP im Bereich psychischer Gesundheit. Dazu kommen eine Vielzahl an psychotherapeutisch ausgebildeten Ärzt*innen.**

Aber dann führt Freud aus, dass die Armen, anders als die Reichen von der PA nicht im selben Maße profitieren werden können, weil sich ja durch eine gelungene Analyse an ihrem entbehrensreichen Leben nichts ändern wird. Und dann kommt der berühmte Satz, dass wir genötigt sein werden, **„... in der Massen Anwendung unserer Therapie das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion (zu) legieren, ...“**.

Rony Weissberg aus dem Psychoanalytischen Seminar Zürich, das sich in einer Vortragsreihe mit der Spannung Psychoanalyse und Psychotherapie beschäftigt hat, schreibt 2020 dazu in einem Artikel mit dem Titel **„Das reine Gold der „tendenzlosen“ Analyse, die Kupferlegierung der „suggestiven“ Therapie oder: mit welchen Rohstoffen operiert die Freudsche Analyse?“** im Journal für Psychoanalyse:

„Wir haben es also mit einem Verhältnis zu tun, dass nicht ohne Entwertung ist, dabei herrscht keinesfalls Gewissheit darüber, was im einen Falle jeweils getan und im anderen Falle gelassen wird, ob da analysiert und dort synthetisiert wird, dass da mit Neutralität und

dort mit Suggestion gearbeitet wird, dass man da auf Erkenntnis und dort auf Heilung ausgerichtet ist, wer letztlich nett ist und wer weniger.“

Und weiter „...*dass gerade eine dezidierte Unterscheidung und Ausgrenzung dieser doppelgesichtigen Aspekte ein Symptom im analytischen Verständnis darstellt und dass es genau jener Unschärfe widerspricht, die meines Erachtens wesentlich ist für das psychoanalytische Denken und den psychoanalytischen Prozess.*“

Was heißt das? In der Idealisierung und der Entwertung geht der Kern, das Unbewusste und wie es sich jeweils zeigt und die Offenheit und Neugier dafür verloren.

Die institutionalisierte Psychoanalyse erscheint und erlebt sich in diesem symptomatischen Sinn als Gralshüterin der wahren Psychoanalyse.

Cremerius spricht 1990 im Psyche-Artikel „Die hochfrequente Langzeitanalyse und die psychoanalytische Praxis. Utopie und Realität“ von den „...**Potemkinschen Dörfern der idealisierten Langzeitanalysen.**“ Wir würden nicht für die Behandlungen ausbilden, die wir tatsächlich praktizieren.

Und obwohl sich Freud selbst wenig an seine eigenen Vorgaben und Idealbilder gehalten hat (seine Analysen waren deutlich kürzer und direkter) und sein Handeln stark von Neugier, Forscherglauben und Subjektivität geprägt war, was Dauer, Setting und Interventionen betraf (vgl. z. B. May 2007), gibt es in unseren Institutionen eine ausgeprägte Ausrichtung auf Ideale, z.B. der Frequenz, der Neutralität, der Standardtechnik, Ideale, die äußerst dogmatisch verteidigt werden.

Rony Weissberg führt dazu aus, dass es ihm in seinem Artikel „...*gegenüber einer solchen Ausrichtung an stark formalisierten Idealen von dem, was Psychoanalyse zu sein hat, ...um das, was ich die hochspezifische Dynamik von Subjektivität und Leidenschaft im psychoanalytischen Prozess bezeichnen möchte.*“ geht. (Ebenda) Es geht ihm um das Unbewusste und wie es sich in den spezifischen Begegnungen und im Analytiker unabhängig vom Setting zeigt.

Stattdessen kämpfen wir in unseren Institutionen auch heute noch um dieses Gold, die wahre Psychoanalyse, wer dazu gehört und wer nicht, uns geht das Unbewusste verloren, wir glauben an Kontrolle, statt uns offen den unterschiedlichen Erscheinungsformen zuzuwenden. Was wohl das Unbewusste dazu sagen würde, wenn es könnte?

Es ist verpönt, sich aus unseren Institutionen herauszubewegen, diese zu hinterfragen und solches wird misstrauisch beäugt. Erfahrungen aus anderen Kontexten werden, wenn es freundlich geht, ignoriert, häufig entwertet. Das einzig Wahre passiert innerhalb der Institutionen. Das zeigt sich auch in unseren Ausbildungsordnungen.

Die Institution strebt Kontrolle über die Kandidat*innen an. Die Lehranalyse hat bei einer*in des Institutes zu erfolgen, mit all den bekannten Verwicklungen und unauflösbaren Übertragungen. Wir machen hier etwas, was wir mit Patient*innen nie tun würden. Es herrschen eine infantilisierende Ordnung und undurchschaubare Machtstrukturen, die leicht zu Täter-Opferumkehr führen. Auch Teile unserer Theorien leisten dem Vorschub.

Obwohl es zahlreiche Texte dazu gibt, Lehranalyse und Ausbildung institutionell zu trennen, halten die Fachgesellschaften daran wie an einem Glaubensbekenntnis fest. Kernberg formuliert 1984 in seinen 30 Methoden, dass die »**PA-Ausbildungen (eine) Kombination von Berufsschule und Priesterseminar sind**« (Kernberg 1984, S. 62). Wir müssen glauben.

Andreas P. Herrmann schrieb 2014 in einem Artikel in der Psyche **„Warum es so schwierig ist, in psychoanalytischen Institut(ion)en gedeihlich zusammenzuarbeiten“**: **„Wie ernst die Bedrohung unserer Institut(ion)e(n) insgesamt einzuschätzen und wie notwendig es für uns ist, uns mit der Frage auseinanderzusetzen, wie wir uns künftig besser organisieren könnten, hat unlängst Kernberg (2012, Suicide prevention for psychoanalytic institutes and society. J Am. Psychoanal. Ass 60, 707–719) deutlich gemacht, der eine ganze Reihe von Vorschlägen unterbreitet hat, wie wir als organisierte Psychoanalytiker den »Selbstmord« unserer Institute und Gesellschaften verhindern könnten. Während Kernberg sein Augenmerk v. a. darauf legt, dass die Psychoanalyse wieder Anschluss an die Universitäten bzw. Wissenschaften gewinnt, sich neu organisiert und die Psychotherapie stärker einbezieht, geht es mir hier mehr um die häufig schwierige Dynamik psychoanalytischer Institut(ion)e(n).“** Mitglieder sind oft tief zerstritten und enttäuscht, oft sprechen Kolleg*innen, die einmal befreundet waren, nach Konflikten gar nicht mehr miteinander. Es entstehen Gruppen innerhalb der Institute, die sich anfeinden und bekämpfen.

Beland (1983) hat daran erinnert, dass Freud die persönliche Identität jedes Analytikers an eine Gruppenidentität geknüpft hat, die zugleich der Verteidigung der von ihm vertretenen psychoanalytischen Wahrheit verpflichtet war. Dies hätte erheblich dazu beigetragen, so Beland, psychoanalytisches Denken mit berufspolitischem Handeln zu verknüpfen, mit den bekannten, dramatischen Folgen für die Entwicklung der organisierten Psychoanalyse und die Identitätsproblematik von Psychoanalytiker*innen. Unsere Institutionen neigen zur Regression, benötigen einen Außenfeind zur Stabilisierung bzw. müssen Schuldige identifizieren, die die Identität bedrohen und zur Entlastung ausgeschlossen werden können. So schützen wir das reine Gold als unsere heilige Kuh, aber was fängt man mit Gold an?

Nun könnte man sagen, zum Glück gibt es psychoanalytische Vielfalt jenseits der Fachgesellschaften. Sollten wir uns von den sich selbst blockierenden Fachgesellschaften verabschieden? Oder gibt es Entwicklungsmöglichkeiten?

Bohleber schrieb dazu 2019 **„Von der Orthodoxie zur Pluralität“**:

„Die Revision der alten Metapsychologie und der Entwurf komplexer Modelle, die die Ergebnisse von Nachbarwissenschaften, die für die Psychoanalyse wichtig sind, zu integrieren suchen, bleibt dabei eine der kontroversen Debatten in der Psychoanalyse“. Wie viel vermeintlich Fremdes lassen wir zu?

Und Cremerius zitiert 1982 Alexander Mitscherlich: **»Natürlich weiß ich, daß verhärtete Institutionen sich nur rühren, wenn sie heftig und andauernd attackiert werden ... «**

Und das findet mit dem 2. PTG tatsächlich statt. Das Gesetz und die damit verbundene Weiterbildung erfordern eine Professionalisierung, wie wir sie in den meisten analytischen Ausbildungsinstituten bisher nicht hatten und leitet damit einen Abschieds- und Trauerprozess ein, für den die Institute Zeit brauchen werden. Denn die alte Ausbildung ist 2032 definitiv zu ende, bereits Jahre vorher werden keine neuen Kandidat*innen mehr aufgenommen werden. Für die meisten psychoanalytischen Institute sind 2024 die letzten neuen Jahrgänge aufgenommen worden. Werden sich die Fachgesellschaften in den folgenden Jahren für eine Beteiligung an der WB entscheiden? Was hätte eine Entscheidung dagegen zur Folge?

Zur (Versorgungs)-Realität

Etwa 1,6 Millionen volljährige gesetzlich krankenversicherte Patient*innen nehmen in einem Quartal psychotherapeutische Leistungen in Anspruch.

186.962 Anträge auf Psychotherapie wurden in 2023 gestellt. Auf analytische Psychotherapie entfallen davon 11.091 (incl. KZT) als Einzeltherapie. Fortführungsanträge über die 160 Stunden waren lediglich 925. Große Überraschung. Gemessen am reinen Gold der Psychoanalyse findet die AP LZT nur in geringem Umfang über die 160 Stunden statt. Es sind lediglich 8,34 % der AP Behandlungen. Aber wir bilden in unseren Instituten fast ausschließlich dafür aus und eben nicht für die 91,66 % der kürzeren Behandlungen.

Irritierend?

Weit über 50 % aller Patient*innen, die sich in unseren Ambulanzen und Praxen melden, haben Komorbiditäten, leiden unter komplexen Störungen bzw. Traumatisierungen. Es gibt reale und ausgeprägte Armut mit ihren psychischen Folgen. Das Ausmaß an sexualisierter und körperlicher Gewalt in unserer Gesellschaft, in unseren Familien ist riesig. Frauen sind in einem größeren Ausmaß als Männer betroffen.

Statistisch gesehen, sind 1-2 Kinder einer jeden deutschen Schulklasse von sexualisierter Gewalt betroffen (UBSKM, 2023). Laut der aktuellen Polizeilichen Kriminalstatistik 2023 wurden bundesweit jeden Tag durchschnittlich mehr als 50 Kinder und Jugendliche Opfer von sexuellem Missbrauch, davon sechs Kinder im Alter unter sechs Jahren. Auch die Gewalt gegen Mädchen und Frauen hat weiter zugenommen. Die Zahlen im Bereich Digitaler und häuslicher Gewalt sind gestiegen.

Diese Zahlen sind Teil unserer Versorgungsrealität und in den Kammern kämpfen wir darum, die Versorgung für diese Gruppen zu verbessern. Die meisten dieser Menschen brauchen vermutlich keine analytische Standardtherapie, sind aber dringend auf therapeutische Hilfe von gut qualifizierten ÄP/PP/KJP angewiesen. Und wir wissen aus der Forschung, dass gerade bei komplexen Störungen psychoanalytische Behandlungen besonders gut wirken.

Die Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit analytischer Psychotherapie sind hervorragend. Wir müssen deshalb vor Forschung und Wissenschaft keine Angst haben, obwohl wir 2009 auch dazu durch den G-BA-Beschluss, Wirksamkeitsbelege vorzulegen, gezwungen werden mussten. Heute haben wir gute Belege, wie die MPS (Münchener Psychotherapiestudie 2016, von Dorothea Huber u.a.), die LAC-Studie 2019 (Leuzinger-Bohleber u.a.) und Does technique matter? A multilevel meta-analysis on the association between psychotherapeutic techniques and outcome 2024 (Christin Janine Grevenhaus, Christoph Flückiger, Lea Theimer, Cord Benecke) und weitere werden folgen.

Dabei belegt die MP-Studie, dass AP bei Depressionen langfristig effektiver ist, weil psychodynamische Techniken eingesetzt werden, nicht aufgrund der höheren Dosis. Besonders vorteilhaft ist der Fokus auf Kindheit, Phantasien und Sexualität (C. Benecke 2024). Und sie wirkt deutlich besser bei komplexen Störungen, bei einfachen Störungen unterscheiden sich die Ergebnisse kaum von TP und VT.

Mein Ausblick:

Ich komme auf meine Frage vom Anfang zurück, **kann die institutionalisierte Psychoanalyse Lust auf die Zukunft entwickeln?**

Die institutionalisierte Psychoanalyse hat eine lange Tradition einer elitären Haltung, das reine Gold, und sich den Luxus geleistet, sich die Patient*innen auszusuchen, die zum Verfahren passten. Das geht mit den Anforderungen in der neuen Weiterbildung zu ende.

Meine Vision für 2035 ist eine offene und flexible Psychoanalyse, die sich den Bedürfnissen der Patient*innen anpasst und nicht an dogmatischen Idealen festhält. Eine Psychoanalyse, die sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzt und bereit ist, aus Fehlern zu lernen und unsere Theorien an der realen Praxis untersuchen zu lassen. Wir müssen uns in unseren Institutionen von der Angst vor Abweichung und Verrat befreien und stattdessen Neugier und Forschung wiederentdecken.

Zum Glück können wir festhalten, dass die Psychoanalyse lebt, wirkt und sich weiterentwickelt, aber wir nehmen das zu wenig zur Kenntnis und beschäftigen uns stattdessen zu viel mit uns selbst und unseren Befindlichkeiten in unseren Institutionen.

Dabei sind wir mitten in der Gesellschaft angekommen. Ein Beispiel: Aktuell genießt der Podcast „**Rätsel des Ubw**“ von Dr. Cécile Loetz und Dr. Jakob Müller eine enorme Reichweite. Er wird pro Jahr von vielen Millionen Menschen angeklickt und hat mehr als 300.000 Abonnent*innen. Und auch Kandidat*innen nutzen den Podcast gerne zum Studium. Im Frühsommer 2024 hat Dr. Jakob Müller bei den **Psychodynamischen Tagen Langeoog** einen Vortrag mit dem Titel „**Die Lust auf Neues – und wie man sie weckt**“ gehalten, unser Thema. Er habilitiert in Heidelberg und ist dort auch im Vorstand des DPV-Institutes. Es gibt sie also, die forschenden und für unsere Verhältnisse noch jungen Psychoanalytiker*innen.

Es sind unsere Idealisierungen und Entwertungen, die uns für die Zukunft im Weg stehen. Natürlich sind die Veränderungen gewaltig. Unsere Ausbildungsinstitute müssten sich zu Polykliniken transformieren, denn die PTWs werden im Verhältnis zu PiA ca. das Vierfache an Behandlungen leisten können. Dann könnten in unseren Institutionen im Freudschen Sinne alle Menschen, mit all unseren vielfältigen psychoanalytischen Methoden und Techniken behandelt und die zukünftigen PTWs in all diesen Formen breit ausgebildet werden und Erfahrungen sammeln. Die Polykliniken könnten sich mit der Forschung verknüpfen. Behandlungen durch erfahrene Psychoanalytiker*innen könnten über Einwegscheiben und Videoaufzeichnungen Einblick in deren tatsächliches Tun ermöglichen. Die psychoanalytische Forschung könnte darüber vertieft werden, und wir könnten klären, was wir wirklich tun und auf welche Weise wir wirksam werden. Dabei könnte die Psychoanalyse viel gewinnen. Aber sie müsste sich aus ihren closed shops, dem Geheimbündlerischen, in die Welt bewegen.

Dazu noch einmal Freud (1933), der sehr überraschend schreibt, „**Die Psychoanalyse ist wirklich eine Therapie wie andere auch.**“ Und weiter, wenn es darum geht, „**...wie viel sie leistet ... so haben wir die psychoanalytische Therapie mit den anderen Methoden der Psychotherapie zusammenzustellen.**“

In diesem Sinn, lassen Sie uns gemeinsam Abschied nehmen von unseren Idealisierungen und Entwertungen, und stattdessen Neugier und Forschen wiederentdecken. Damit es uns nicht so ergeht, wie Jürgen Döbert, ein Psychoanalytiker, der lange in der Vertreterversammlung der KBV saß und für uns gekämpft hat, formulierte: „**Wer nicht mit am Tisch sitzt, dem wird genommen.**“

Michael B. Buchholz

Die Zukunft der Psychoanalyse: People thinking about thinking People

Die Power-Point-Präsentation des Vortrages befindet sich im Anhang. Im Folgenden finden Sie eine Zusammenfassung des Vortrags.

Für die Psychoanalyse wird eine Umstellung von einer „Introspektionspsychologie“ in Richtung einer Beziehungstheorie bzw. Interaktionstheorie gefordert, die Mikroprozesse beobachtet, erforscht. Die Realität im Behandlungszimmer sollte untersucht werden. In Bezug auf die vorherrschenden Forschungsparadigmen wird kritisiert: eine „Kultur der Moderne“ betone „Rationalität, Objektivität und Mechanismen, die als unpersönliche Prozesse verstanden werden“, persönliche, subjektive Aspekte in menschlichen Beziehungen werden „als eine Fehlerquelle in der Forschung betrachtet, die minimiert und kontrolliert werden muss ...“. Dies folgt einer Annahme in Bezug auf Psychotherapie, dass „es sich im Grunde um eine Reihe von Methoden, Techniken oder Verfahren handelt, die an und für sich wirksam sind, ...“, die Person des Therapeuten wird kaum untersucht. (S. 4) Weiterhin problematisch wird die „Medikalisierung“ der Forschungsperspektive, die von einem Drei-Schritt von „Diagnose – Intervention – Outcome“ ausgeht, gesehen und eine Dominanz der Paradigmen der Klinischen Psychologie, in der „die in den Behandlungszimmer relevanten Dimensionen kaum noch vertreten“ sind. (S.5) Selbst in der Mentalisierungstheorie, wenn diese zur Untersuchung in einem Zwei-Faktoren-Modell operationalisiert wird, werden dynamische und kontextabhängige Einflüsse vernachlässigt. (S.6) Es werden – mechanistischen Annahmen folgend - Milliarden für RCT-Studien ausgegeben, so einer der führenden Psychotherapiewirksamkeitsforscher Bruce E. Wampold „ohne dass wir etwas wüßten, was einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit in anderen Wissenschaften entspräche.“ (S. 9) Die Forschung verfehlt ihren eigentlichen Gegenstand. Der Mensch als handelnder Akteur wird häufig ignoriert. (S. 10) Dem wird eine andere Perspektive gegenübergestellt: Jede Therapie ist einzigartig, sie entwickelt sich entlang der therapeutischen Beziehung – einer speziellen „intimen Beziehung zwischen zwei Menschen“. Mit anderen Worten: Therapeuten entwickeln für jeden Patienten eine neue Therapie – bzw. sollten sich darum bemühen. (S. 7, S. 10) „Professionelles Können“ basiert demnach auf einer wissenschaftlichen Durchdringung des Gegenstandes – als „Vorbereitung auf die Kunst durch die Wissenschaft“. Die Kunst der Behandlung werde dann im Handeln sukzessive erlernt. (S. 8)

Im Folgenden werden „Chancen für die `Erfindung neuer Therapien`“ aufgeführt, mit einem Hinweis auf bereits publizierte Studien mittels qualitativer Forschungsmethoden (S.13), Beispielen zu möglichen Fragestellungen und Modellen in Bezug auf gelingende oder misslingende (therapeutische) Interaktionen (S. 14 – 24) und Forschungsergebnisse zu dem, „was gute Therapeuten können“: effektive Therapeuten verfügen demnach u.a. über „ausgefeilte zwischenmenschliche“ Fähigkeiten, die sich „in herausfordernden Situationen zeigen“. (S. 12) Psychotherapie wird als „low level technology-conversation“ verstanden – eine interaktive Verbindung mit der Kraft zu heilen: „Something in the core of human connection and interaction has the power to heal.“ (S. 25) Die daraus resultierende Forderung ist die Umstellung unserer Theorie auf Interaktionen, die davon ausgeht, dass wir „Menschen beobachten, wie sie über denkende Menschen nachdenken“ („people thinking about thinking people“) (S.26). Was sind die signifikanten Ereignisse?

Übertragen auf die Ausbildung könnte das heißen: die professionelle Ausbildung ist kein linearer Prozess, in dem Fähigkeiten und Wissen erworben werden, sondern – wie auch in der

Therapie – ein diskontinuierlicher Prozess, der durch signifikante Ereignisse angetrieben wird. Ziel wäre es, transformative Momente in der Entwicklung von Therapeuten zu untersuchen. (S. 27)

Als Ausblick für die psychoanalytische Forschung wurde vorgeschlagen, nach Verbündeten zu suchen; als Ausblick für die Ausbildung, die Heterogenität in den Instituten zu steigern, in dem zunächst alle Interessierten in die Ausbildung aufgenommen werden und gleichzeitig Kriterien für einen Abbruch im Verlauf der Ausbildung zu definieren und transparent zu kommunizieren, wenn wichtige Parameter nicht erfüllt werden oder Grenzen übertreten.

Generativität und Identität

Sabaß:

Frau Stammnitz, Sie sind seit fast 25 Jahren in der DGPT ordentliches Mitglied, länger noch halten Sie die Mitgliedschaft in der DPG, wie beschäftigt Sie das Thema der Generativität an Institutionen?

Stammnitz: Das Thema oder besser die Aufgabe der Generativität beschäftigt mich, seit ich in Funktionen an meinem Institut tätig bin – an dem ich 1994 meine Ausbildung beendete und in das ich 2007 nach wichtigen Lehr- und Wanderjahren als Mitglied eintrat. Im Lauf der Jahre war und bin ich in verschiedenen Funktionen aktiv geworden – in Ausbildungstätigkeiten als Dozentin, später Supervisorin und zuletzt Lehranalytikerin. Daneben habe ich Ämter in der Institution übernommen, als Leiterin eines Seminars, stellv. Leiterin des Unterrichtsausschusses, zuständig für die Ausbildung in TfP, danach einige Jahre im Vorstand und jetzt als Leiterin des Unterrichtsausschusses. Das sind einige Identitäten im Rahmen des Instituts – ein typischer Weg für viele Kolleg*innen, die in beiden Funktionen aktiv sind – als Auszubildende und damit generativ in der Weitergabe der Psychoanalyse und als Amtsinhaber*innen in der Institution, die für das Leben und Überleben der Institution und die Weitergabe dieser Aufgabe Verantwortung tragen.

Das Bewusstsein für die fehlende Generativität am Institut schlich sich bei uns auf leisen Sohlen an, zunächst bemerkbar an deutlich zurückgegangenen Bewerberbungen und der großen Anzahl älterer Mitglieder sowie des fehlenden Nachwuchts im Lehranalytikergremium. 2017 war das Problem nicht mehr zu übersehen. Das Institut steckte in roten Zahlen und es war kein Vorstand zu finden.

Mit Hilfe organisationspsychologischer Begleitung wurde das Bewusstsein aller Institutsmitglieder für die Bedürfnisse der Institution und die jeweilige Aufgabe und Rolle von Kandidaten und Mitgliedern bei der Sicherung des Lebens und Überlebens des Instituts geschärft.

Wir haben vieles verändern können. Der Generationswechsel ist weitestgehend gelungen. Es sind neue Lehranalytiker dazu gekommen. Wir haben einen jüngeren und breiter aufgestellten Vorstand und es gibt seit einer Weile ausreichend Bewerber*innen – was aktuell allerdings vor allem mit der Not der Psycholog*innen zu tun hat, noch vor Ende der Übergangszeit eine Ausbildung nach dem alten PTG machen zu können. In der Tat eine hohe Anforderung an unsere generative Verantwortung!

Bei all diesen Veränderungen haben wir etwas bis fast zum Ende gerade der Satzungsarbeit „vergessen“ – die Begrenzung der Amtszeiten! – Obwohl es von Anfang an ein zentrales Vorhaben war. Ich würde das als eine Fehlleistung bezeichnen, die mich immer noch beschäftigt.

Sabaß:

Was bedeutet diese „Fehlleistung“ auf dem Hintergrund der Frage von Generativität?

Stammnitz: Abgeben wollen und wirklich abgeben sind verschieden, genauso ist übernehmen wollen und wirklich übernehmen etwas, wo Lücken klaffen können. Beide Seiten der miteinander verbundenen Generationen scheuen sich mitunter – vor was genau?

Dazu fällt mir auf, dass die Klagen so gar nicht zusammenpassen: die ältere Generation klagt,

dass es keine Nachfolger gibt, oder die jüngere Generation klagt, dass die Älteren nicht abgeben wollen. Beide Seiten verlagern die Schwierigkeiten auf die jeweils andere Seite.

Im Großgruppenprozess am Institut haben uns diese Fragen sehr beschäftigt. Die Begegnung von „alten“ und lange schon in der Ausbildung tätigen Kolleg*innen mit den „jungen“, am Anfang ihrer Zeit am Institut stehenden war von großen Schwierigkeiten geprägt. Es ging um Abstinenz, wie lange gilt sie noch nach dem Ende der Ausbildung und um Entidealisierung der ehemaligen Lehranalytiker*innen, wenn deren Konflikte untereinander so deutlich wurden. Letztlich war es die „Middle-Group“, die den Großgruppenprozess trug und sich mit den Sorgen der fernbleibenden Alten und Jungen und ihrer eigenen Frustration, auf so viel Arbeit allein hängen zu bleiben, beschäftigte.

Jedoch erst die klare Ansage in der Wahlsitzung, ab jetzt nicht mehr zur Verfügung zu stehen – nach ausreichender Zeit von Vorankündigung – erzeugte den Realitätsschock, der die notwendigen personellen Wechsel tatsächlich auf den Weg brachte.

Sabaß:

Wie hängt der Gedanke der Generativität mit der Identität des Einzelnen und der der Institution zusammen? Und was hat der Prozess der Identitätsfindung und -veränderung im Persönlichen und der Institution mit Generativität zu tun?

Stammnitz:

1.

Ins Unreine formuliert scheint mir der Gedanke an generative Aufgaben in Zeiten, in denen Identität unsicher ist, schwer zu sein. Ich denke, das betrifft sowohl den Einzelnen als auch die Institution.

So war es am Institut nach der Einführung des PTG von 1999 mit der Frage von TfP-Ausbildung an einem analytischen Institut einerseits und dem gleichzeitigen Weg in die IPV andererseits und jetzt mit der auf uns zukommenden neuen Weiterbildung, deren Vorgaben einen brutalen Eingriff in die bisherige Institutsidentität darstellen und der gleichzeitigen Integrationsprozesse in der DPG zu einem One-track-modell.

Die Schaffung eines Rahmens für die TfP-Ausbildung und die Integration der TfP-Absolventen von DGPT-Instituten als Mitglieder in die DGPT war ein jahrelanger und teils schwieriger Prozess, der Veränderung der Identität der DGPT verlangt, wie sich jetzt deutlich zeigt. Ist die DGPT vorwiegend eine Fachgesellschaft oder vorwiegend ein Berufsverband, kann sie beides sein und wie sind die Anteile zu gewichten? Und wie wirkt sich das auf den Status und das Miteinander der verschiedenen Mitgliedschaften aus?

2.

Generativität scheint mir auch dann schwer zu denken, wenn Identität auf einem Ideal von Reinheit beruht.

Wenn die Frage, ist das analytisch, den Einzelnen und die Institution im Griff hat. Dann ist alles noch nicht gut genug, die Anforderungen an Kolleg*innen und Kandidat*innen schrauben sich in schwer zu erfüllende Höhen. Dabei geht die Realität der Begrenzung von Lebenszeit, Begrenztheit der Fähigkeiten des Einzelnen und der Institution und die Realität außerhalb von Behandlungszimmer und Institution leicht aus dem Blick.

3.

Welche Identität ist eigentlich gemeint?

Die der Analytiker*in im Behandlungszimmer oder die derjenigen, die in Gremien tätig ist, organisiert, Berufspolitik macht, Finanzen verwaltet? Also die institutionelle Identität? Wenn wir als Institutsmitglieder generativ sind, meinen wir, in erster Linie Analytiker*innen

auszubilden. Was wir – gerne auch vor uns selbst – verheimlichen ist, dass wir uns Nachfolger*innen für die Übernahme des Instituts und für die Fachgesellschaften wünschen. Also eine doppelte Identität – in der Ausbildung kommt nur eine Seite vor, was wahrscheinlich auch mit dem Ideal der Reinheit zu tun hat. Narzisstisch besetzt ist die hochfrequente Analyse, nicht die Institutsleitung oder Berufspolitik.

Für die Identität als Analytiker*in braucht es Reifezeit in der Ausbildung. Für die institutionelle Identität möglicherweise weniger, weil es sich um erwachsene Kolleg*innen, zwar unterschiedlichen Alters, aber auf Augenhöhe handelt.

4.

Ist die sehnsüchtige Bewegung zurück zur ausschließlichen Vermittlung von Psychoanalyse, die wahrscheinlich nicht nur mich angesichts der aktuellen Herausforderungen packt, eine regressive Bewegung oder Eingeständnis, dass die Veränderung in die neue Weiterbildung hinein eine nicht zu bewältigende Aufgabe für das Institut und die Kolleg*innen ist?

Geht es diesmal um Identitätsverlust und nicht um Veränderung? Ist es noch Psychoanalyse, die sich im Neuen vermitteln lässt? Aussteigen oder Einsteigen – das ist hier die Frage?

Diese Gedanken, verbunden mit einem Gefühl zwischen existenzieller Bedrohung und wohlgemäßem Aufbruch erscheinen gleichzeitig merkwürdig vertraut. Die Veränderungen durch das PTG von 1999 und den damit verbunden Eingriffen in vertraute und liebgewordene Strukturen der Institute und später der DGPT lösten sehr ähnliche Verwerfungen, Widerstände und Spaltungstendenzen aus.

5.

Ich frage mich natürlich auch welche persönlichen unbewussten Hemmnisse es gibt gegenüber der Weitergabe an jüngere Kolleg*innen, die sich in unserer Fehlleitung manifestiert haben könnte.

Kann ich den Weg der „Jüngeren“ in seiner Andersartigkeit unterstützen oder sehe ich darin einen Angriff auf meine Weise, im Amt aktiv gewesen zu sein?

Nachdenken über Weitergabe bedeutet, mein eigenes Nichtmehrdabeisein stets mitzudenken. Das ist schmerzlich, manchmal ärgerlich, aber loswerden möchte ich das Amt schon.

Ich bin gespannt auf den Dialog mit Ihnen, Frau Sabaß.

Stammnitz:

Frau Sabaß, Sie sind auf dem Weg, Psychoanalytikerin zu werden. Wie hängt dieser Prozess mit der Gewinnung einer analytischen Identität zusammen?

Sabaß: Generell finde ich es sehr spannend, sich damit auseinanderzusetzen – das machen vermutlich die meisten in ihrer Selbsterfahrung an einer Stelle –, warum man diesen Beruf ergreifen will.

Eine Längsschnittstudie von Heffler und Sandell (2009) über die epistemologischen Präferenzen von Psychologiestudierenden hat gezeigt, dass diejenigen Studierenden, die einen Think&Do-Stil präferierten, später eine verhaltenstherapeutische Ausbildung aufnahmen, während diejenigen, die zu einem Feel&Watch-Stil neigten, später eine psychodynamisch orientierte Methode für ihre Psychotherapieausbildung wählten. Der Think&Do-Stil wurde mir von meiner Alma Mater akademisch eingeflößt. Ich glaube, da geht es momentan vielen Studierenden so, und das sehe ich als ungünstig an.

Ich hatte viele Vorurteile gegen die Psychoanalyse, u.a. das der mangelnden wissenschaftlichen Evidenz, das auch von meinen Dozent*innen genährt wurde, und so habe ich wie die meisten zunächst den Weg in die VT eingeschlagen. Ich konnte über eine moderne

VT-Methode, CBASP (McCullough, 2006), promovieren und lehrte später als Professorin für Psychotherapie an der Hochschule Fresenius Entwicklungspsychologie und VT. Dann kam ich an einen Punkt, an dem ich in der VT auf psychodynamische Ideen und Ansätze stieß, z.B. die Arbeit mit der Gegenübertragung, auch wenn das dort niemand so nennt, und ich war sofort fasziniert von ihrer Anwendung in der psychotherapeutischen Behandlung. Ich wollte mich als Therapeutin weiterentwickeln. Deshalb bin ich spät und über einen Umweg zur Psychoanalyse gekommen.

Mit der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie in München, einem großen Freien Institut, innerhalb dessen es auch eine kleine DPV-Gruppe und eine größere DPG-Gruppe gibt, die sich personell mit der DPG-AG München überschneidet, habe ich sicherlich auch ein Ausbildungsinstitut gewählt, in dem ich die Offenheit für Pluralität stark erleben und leben kann: Neben der Psychoanalyse für Erwachsene bietet das Institut auch Kinder- und Jugendanalyse, Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Säuglings-Kleinkind-Eltern-Therapie (SKEPT) und Gruppenanalyse an. Man kann Seminare über Traumatherapie, OPD, Beziehungsanalyse nach Thea Bauriedl, analytische Psychosentherapie und Neuropsychoanalyse besuchen, um nur einige der Möglichkeiten zu nennen. Über die Neuropsychoanalyse gibt es eine große Debatte, u.a. in der IPA, die mit einem Artikel von Blass und Carmeli (2007) begann, ob die Neuropsychoanalyse von Mark Solms überhaupt Psychoanalyse sei. Mark Solms sagte mir, dass ich Psychoanalyse betreibe, solange ich das Unbewusste bewusst mache. Dazu gehört natürlich auch, dass ich mich selbst als Person und das Setting zur Verfügung stelle. Aber die Debatte zeigt, dass immer noch darum gerungen wird, was Psychoanalyse ist und was sie nicht ist.

Um auf Ihre Frage zurückzukommen, meine Aus- und Weiterbildungsleitung selbst hat mich auf die Schwierigkeit des Begriffs der psychoanalytischen Identität hingewiesen. Vielleicht sollten wir uns fragen, ob Identität nur positiv gesehen werden kann? Denn das Tragen einer Identität hat immer normative Implikationen, d.h. sie geht mit inhaltlichen Festlegungen einher, die Offenheit erschweren oder gar verhindern können. Gehen wir davon aus, dass es in Zeiten des Wandels schwierig wird, Identität zu wahren, oder problematisieren wir eher, dass Identität Veränderung erschwert?

Für mich klingt Identität eher nach etwas Feststehendem, Beständigem und etwas, das man einfach hat. Wenn man den Begriff der psychoanalytischen Identität wählt, dann erwartet man vielleicht auch implizit, dass jemand einen bestimmten Reifegrad erreicht hat, wie in Eriksons (1959) Stufenmodell, bevor er einer Gruppe auf einer „höheren“ Entwicklungsstufe angehören kann. Heute rückt man jedoch von einem Konzept der Reife ab. Denn die traditionelle Sicht der Entwicklung mit ihrem Verständnis von universeller Reife geht davon aus, dass die Entwicklung nach der Pubertät abgeschlossen ist, und ignoriert u.a. den Umstand, dass wir uns lebenslang weiterentwickeln (Siegler et al., 2016).

Ein weiterer Punkt zur psychoanalytischen Identität: Wird sie vielleicht sogar, so Thomä (2004), ausschließlich von der psychoanalytischen Bewegung verliehen und kann sie dann auch von dieser wieder entzogen werden? Sie bleibt jedenfalls nicht auf die psychoanalytische Behandlung beschränkt. Dagegen steht für mich eine psychoanalytische Haltung *in* der Patientenbehandlung. Letztere könnte vielleicht auch verschiedene psychoanalytische Schulen vereinen und das damit verbundene Verständnis ihrer Beschränkung auf das analytische Setting könnte in Bezug auf die Arbeit am Institut fruchtbar sein. Die psychoanalytische Haltung erwirbt man sicherlich auch durch identifikatorische Prozesse mit Lehranalytiker*innen, Dozent*innen und Supervisor*innen. Nach Zwiebel (2013) kann man sie sogar in der Sitzung verlieren und sollte dann versuchen, sie wiederzuerlangen. Will (2023) bezeichnet sie als Metakompetenz, Storck (2022) als negative Kompetenz, die Nicht-Handeln

und Nicht-Wissen einschließt. Also letztlich Feel&Watch?

Ich glaube, wir kommen in der Debatte besser weiter, wenn wir uns weniger damit beschäftigen, was Psychoanalyse (noch) ist, wie im Fall der Neuropsychoanalyse, und was eine psychoanalytische Identität auszeichnet, als vielmehr, wenn es uns mehr um das Finden einer jeweils eigenständigen und flexiblen psychoanalytischen Haltung geht. – Ein Wunsch, den schon Thomä und Kächele vor fast 30 Jahren im „Lehrbuch der Psychoanalytischen Therapie“ formulierten (1996). Pointiert formuliert stellt sich die Frage: Kann man psychoanalytisch behandeln, ohne „Psychoanalytiker*in“ zum Zentrum der eigenen Identität zu machen? Ich denke: Ja, man kann. Um noch einmal mit Thomä (2004) zu argumentieren: Es sollte zwischen persönlicher Identität und professioneller Haltung unterschieden werden, denn nur in dieser Differenzierung kann ein Kompetenzerwerb in der Ausbildung in der psychoanalytischen Methode beurteilt werden.

Vor dem Hintergrund, dass es unterschiedliche Vorstellungen von Entwicklung und Lernen gibt, z.B. Identität, Reife, Haltung oder (Meta-)Kompetenz, ist die aktuelle Debatte darüber, wann oder wodurch jemand mündig ist und mitreden darf, für mich sehr nachvollziehbar. Und diese Frage stellt sich wohl nicht nur an den Instituten, sondern auch in größeren Fach- und berufspolitischen Gesellschaften, wie der DGPT.

Stammnitz:

Sie engagieren sich an Ihrem Institut bei den Vertrauensleuten, haben ein Klimareferat gegründet, das sich mit Klima und Psychoanalyse beschäftigt, und Sie organisieren ein fortlaufendes Freud-Leseseminar, wie fühlt es sich an, einerseits so aktiv zu sein, z.B. an den Sitzungen des erweiterten Vorstands aufgrund Ihres Referats teilzunehmen, und gleichzeitig aber regressiv in der Lehranalyse und eine Lernende zu sein?

Sabaß: Diese Funktionen habe ich erst später in meiner Ausbildung übernommen. Erst einmal hatte ich es mir gegönnt, nach so viel Output – ich hatte teilweise 12 SWS unterrichtet – selbst wieder mehr lernen zu dürfen. Ich habe Spaß am Lernen und an der Selbstreflexion und sehe die Generierung und Aufrechterhaltung von Lust am neuen Erfahren als wesentlich an.

Ich denke aber, dass es eine klare Trennung geben muss zwischen dem theoretischen Lernen am Institut in den Seminaren – da empfinde ich Diskussionen auf Augenhöhe wichtig für alle Beteiligten – und der Lehranalyse. Unser Primärliteratur-Leseseminar ist z.B. so organisiert, dass ein Ausbildungskollege und ich eigenständig Texte festlegen und Dozent*innen anfragen, ob sie zur Diskussion des Textes beitragen wollen. Das kam bisher bei allen Beteiligten gut an. Für mich ist der Prozess der Lehranalyse eine ganz andere Sache. Ich denke, es kommt oftmals zu einer problematischen Vermischung der Positionen von Lehranalytiker*in und Lehranalytiker*in, mit der Anwendung eines regressiven Verfahrens einerseits und Aus- und Weiterzubildende und Dozent*innen mit der Förderung eines progressiven Prozesses andererseits.

Mein Lehranalytiker und ich nehmen alternierend an den Sitzungen des erweiterten Vorstands teil. Das bedeutet, dass dies nicht zur gleichen Zeit geschieht und unsere Analyse geschützt bleibt. Ich sehe es nicht als allzu problematisch an, dass andere Funktionsträger*innen teilnehmen, die auch andere Rollen in anderen Bereichen ausüben, wie z.B. die des/der Lehranalytiker*in. Mein Prozess in der Lehranalyse wurde auch nicht dadurch negativ beeinflusst, dass ich dem Aufruf unserer Aus- und Weiterbildungsleiterin gefolgt bin, Wünsche für Seminarthemen einzubringen. Dies habe ich bereits zweimal getan, und innerhalb kürzester Zeit wurde ein Seminar organisiert von zwei Dozent*innen, die auch Lehranalytiker*innen sind und sich für das jeweilige Thema interessierten. Das kann auch ein

sehr positiver, fruchtbarer Austausch zwischen Erwachsenen am Institut sein. Wenn nach der neuen Weiterbildungsordnung auch Psychologieabsolvent*innen, die bereits ihre Approbation erworben haben, einsteigen, wird die Augenhöhe am Institut wahrscheinlich noch mehr an Bedeutung gewinnen.

Stammnitz:

Hängt die Scheu, als junge Kollegin ein Amt zu übernehmen mit ungelösten Idealisierungswünschen zusammen?

Sabaß: Das kann ich nur mutmaßen. Es wäre eine mögliche Hypothese. Wenn Idealisierungswünsche einer Beteiligung im Wege stehen, wäre es hilfreich, zu diskutieren, warum es am Institut so eine starke Idealisierung geben könnte? Vielleicht hat es etwas mit einem bestimmten hierarchischen Klima und unbewussten Prozessen zu tun? Z.B. impliziert das Wort ‚Kandidat*in‘, dass man am Ende ausgewählt wird – oder auch nicht –, und berücksichtigt nicht die Tatsache, dass man sich bereits mitten in der Ausbildung befindet und praktiziert. Aus diesem Grund wurde der Terminus ‚Kandidat*in‘ an unserem Institut vor zweieinhalb Jahren offiziell in ‚Aus- und Weiterbildungsteilnehmer*in‘ geändert. Das Wort ‚Nachwuchs‘ suggeriert ebenfalls, dass Aus- und Weiterzubildende ‚kleine Kinder‘ sind, die die Autorität der ‚Eltern‘ nicht in Frage stellen oder nicht stellen sollten. Ich glaube, dass es auf beiden Seiten Wünsche und Ängste gibt. Natürlich ist es auch bequem, ein ‚Kind‘ zu sein, und diese Regression kann auch eine Abwehr darstellen. Aber die Begriffe, die sich etabliert haben, weisen auf eine manifeste Hierarchie hin, die Abwehrformationen wie Idealisierung und Regression fördert.

Stammnitz:

Bruns (2018) prägte den Begriff der ‚doppelten Ichspaltung‘ bei Lehranalytiker*innen, bestehend aus der therapeutischen Ichspaltung, wie sie von Sterba (1934) beschrieben wurde, und dem, was er als institutionelle Ichspaltung bezeichnete. Letztere bezieht sich auf das Bewusstwerden des Einflusses, als Mitglied des Instituts zu fungieren, während man zugleich als Lehranalytiker*in tätig ist. Dieses Bewusstsein kann spezifische Prozesse wie Idealisierung, Abgrenzung und andere umfassen. Kann man die institutionelle Ichspaltung auch von Kandidat*innen erwarten?

Sabaß: Derzeit wird unter unseren Vertrauensleuten – zu denen ich mich als Teilnehmerin in Aus- und Weiterbildung zählen darf – darüber diskutiert, ob Lehranalytiker*innen die Namen anderer Mitglieder des Instituts nennen dürfen. Dazu habe ich eine klare Meinung: Lehranalytiker*innen sollten ebenso wie Analysand*innen nicht künstlich von außen in ihrer freien Assoziation innerhalb der Analyse eingeschränkt werden. Meines Erachtens liegt die Verantwortung für das Containment in solchen Fällen vollständig bei dem/der Lehranalytiker*in. Hier ist die institutionelle Ichspaltung gefordert.

Strukturelle Veränderungen wären in dieser Hinsicht wesentlich greifbarer, wie beispielsweise eine Trennung von Lehranalytiker*innen und Funktionsträger*innen am Institut, eine Praxis, die es bereits an anderen Instituten gibt. Wenn jedoch Personalunionen vermieden werden sollen, wird sich das bereits angesprochene Problem des Mangels an Lehranalytiker*innen und Funktionsträger*innen an den Instituten weiter verschärfen. Demgegenüber steht die Überlegung, dass jüngere Kolleg*innen in stärker egalitären Strukturen am Institut möglicherweise eher bereit sind, nach ihrem Abschluss Verantwortung zu übernehmen und den Bedarf decken könnten. Ich denke, man kann und sollte deswegen eine institutionelle

Ichspaltung auch auf Seiten der Aus- und Weiterzubildenden verlangen. Das würde bedeuten, dass sie sich einerseits darum bemühen, in ihrer Lehranalyse Regression zuzulassen, um diese für die Selbsterfahrung nutzbar zu machen, und sich andererseits gleichzeitig als emanzipierte, engagierte, eigenständig reflektierende angehende Kolleg*innen am Institut zu präsentieren. Das Gleiche wird auch von uns in der Arbeit mit Patient*innen erwartet. Jeder kennt das aus der eigenen Ausbildungszeit. Man wischt sich noch halb die Tränen aus der eigenen Selbsterfahrung weg, bevor man den eigenen Patienten sieht, und für diesen sollte man nicht in der Regression sein, von hilfreichen Mikroregressionen nach Will (2021) einmal abzusehen.

Literatur:

- Blass, R. B. & Carmeli, Z. (2007). The case against neuropsychanalysis: On fallacies underlying psychoanalysis' latest scientific trend and its negative impact on psychoanalytic discourse. *The International Journal of Psychoanalysis*, 88(Pt 1), 19–40.
- Bruns, G. (2018). Lehranalytiker zwischen Konflikt und Dilemma Gruppenprozesse im psychoanalytischen Institut. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 77, 147–171.
- Heffler, B. & Sandell, R. (2009). The role of learning style in choosing one's therapeutic orientation. *Psychotherapy Research*, 19(3), 283–292.
- McCullough, J. (2006). *Psychotherapie der chronischen Depression: Cognitive Behavioral Analysis System of Psychotherapy – CBASP*. Urban & Fischer Verlag/Elsevier.
- Erikson, E. (1959). *Identity and the life cycle*. New York: International Universities Press.
- Siegler, R.; Eisenberg, N.; DeLoache, J. & Saffran, J. (2016). *Entwicklungspsychologie im Kindes- und Jugendalter* (4. Aufl.). Springer.
- Sterba, R. (1934). Das Schicksal des Ichs im therapeutischen Verfahren. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 20(1), 66–73.
- Storck, T. (2022). *Konzeptuelle Kompetenz in der Psychotherapie*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thomä, H. & Kächele, H. (1996). *Lehrbuch der Psychoanalytischen Therapie. Band 1: Grundlagen*. Springer.
- Thomä (2004). Ist es utopisch, sich zukünftige Psychoanalytiker ohne besondere berufliche Identität vorzustellen? *Forum der Psychoanalyse*, 20, 133–157.
- Will, H. (2023) Haltung und Kompetenzen. Das kompetente Subjekt in der Psychoanalyse. In Wolfgang Mertens & Timo Storck (Hg.) 2023. *Psychoanalytische Kompetenz* (S. 17–43). Psychosozial-Verlag.
- Will, H. (2021). Regression zum Träumen. Die Mikroregression des analytischen Paares im Dienst der Therapie. *Psyche*, 75 (7), 561–591.
- Zwiebel, R. (2013). *Was macht einen guten Psychoanalytiker aus? Grundelemente professioneller Psychotherapie*. Klett-Cotta.

Zusammenfassung der Diskussionen

In der Diskussion wurde u.a. die Funktion der **DGPT als Container** für divergierende Interessen und die daraus resultierenden Spannungen aufgenommen, eine zentrale Aufgabe der Gesellschaft, in der sie – gleich einer „Umweltmutter“ – jedoch wenig wahrgenommen wird. Auseinandersetzungen und auch gegenseitige Verletzungen wurden als zur DGPT gehörig gesehen, an Stelle dichotomer Idealisierungen und Entwertungen zeichnen dialektische Entwicklungsprozesse die Gesellschaft aus, die ein Zusammenbleiben ermöglichen, ein ständiges Ringen um einen Common Ground. Als ein Beispiel wurde die Einrichtung der psychologischen und ärztlichen Sektionen der DGPT angeführt, angesichts enormer Spannungen zwischen den Berufsgruppen, gegründet nach einem intensiven gemeinsamen Austausch – als eine organisatorische Antwort auf eine Zerreißprobe. Hier habe die DGPT wie eine „gute Mutter“ agiert.

Wie kann die integrative, „entgiftende“ Funktion weiterhin aussehen? In der Vergangenheit – und auch heute – ist es immer wieder vorgekommen, dass eine Gruppe sich für die andere mit einsetzt (*Beispiel historisch: die Ärzte für die therapeutische Berufsausübung der Psychologen; heute sind viele ärztliche Kolleg:innen in der Umsetzung der neuen Weiterbildung für Psychotherapeut:innen engagiert*). Z.B. in den Sektionen könne jede Gruppe sich mit ihren spezifischen Anliegen beschäftigen, gleichzeitig sind die Gruppen miteinander und mit dem Gesamtverband verbunden. Es gelte auszuloten, was gemeinsam vertreten werden kann. Die Einsetzung von Arbeitsgruppen habe im Verlauf der Geschichte immer wieder Entwicklungen angestoßen, und – zur „Entgiftung“ helfe, „immer wieder alle an einen Tisch zu bringen“. Eine Bezugnahme auf das Gemeinsame helfe beim Ausgleich der Interessen. Das Gemeinsame zu sehen, setze aber auch eine Anerkennung von Differenzen voraus. Unterschiede müssten benannt werden und ausgehalten werden können – das fehle heute zum Teil. „Aushalten, dass die Anderen anders sind – und verlangen, dass die Anderen das auch aushalten.“

Ein Teil der Diskussion drehte sich um den **Begriff der „psychoanalytischen Identität“**: der Begriff wurde teilweise als veraltet, einer rechten politischen Tradition entstammend, abgelehnt. Man sollte auf ihn verzichten, da er Zugehörigkeit impliziere. Er beinhalte zudem zu viele moralische Kategorien, für die Zukunft seien andere Begriffe tauglicher, z.B. der Erwerb einer psychoanalytischen Haltung. Generativität und Identität stünden in einem Spannungsverhältnis zueinander, es gehe um die Anerkennung des Anders-seins, den Erwerb einer eigenen psychoanalytischen Haltung/Identität. Der Ablehnung des Identitätsbegriffs wurde auch widersprochen. Es handle sich bei der Identität nach heutigem Verständnis um einen sehr komplexen Begriff, der eben keine eineindeutige Bestimmung vornehme. So wurde auch die Rede von der „Reinheit“ der Lehre als überholt beschrieben. Man könne heute nicht mehr von „der Psychoanalyse“ sprechen, vielmehr gehe es um eine Pluralität in der Psychoanalyse. Die Aufgabe und „Kunst“ der DGPT sei es gerade, verschiedene psychoanalytische Identitäten und Teil-Identitäten immer wieder zusammen zu halten. Es sei wichtig, Standards zu setzen, dann könne man gegen diese auch rebellieren und sie weiterentwickeln. Eine psychoanalytische Haltung könne etwas Verbindendes sein, wie ein gutes inneres Objekt wirken, dass wir so gut wie möglich immer wieder finden, manchmal gelinge es, manchmal nicht. Es sei davon auszugehen, dass in den Psychoanalytiker:innen eigene innere Anteile an der Berufswahl beteiligt sind. Ohne tief verwurzelte Identifizierung sei keine Ausbildung möglich.

Zur Ausbildung: Wie kann ein moderner haltgebender Rahmen aussehen, in dem psychoanalytisches Arbeiten erlernt werden kann?

Es brauche eine Haltung, die einen Rahmen spannt. Einerseits wurde dafür votiert, statt dem Bestehen auf einer bestimmten Frequenz, den Fokus auf das psychoanalytische Paar zu legen, was kann dieses verabreden? Auch in der Selbsterfahrung. Dazu sei auch mehr Forschung nötig, was findet im Behandlungsraum wirklich statt, was wirkt wie? Andererseits wurde gewünscht, dass die Ausbildungsrichtlinien als haltgebender Rahmen nicht zur Debatte gestellt werden.

Wie könnten transformative Momente in der Ausbildung aussehen? Hier wurde das Lernen aus der „Best-Practice“ genannt: Lernen am Modell. Erfahrene Therapeut:innen, Lehrende sollten offener eigene Fälle vorstellen, „Lust zu zeigen, was wir wirklich tun“. Es wurden Beispiele genannt, wie Gruppen-Sitzungen live zu beobachten, Tonbandaufnahmen, Videosequenzen, Rollenspiele, die als hilfreich für den Kompetenzerwerb erlebt wurden.

Wie lässt sich Lust auf Forschung wecken? In der Forschung seien Durststrecken zu bewältigen, um zu Ergebnissen zu gelangen, die Freude daran müsse die oft langwierige Arbeit aufwiegen. Insgesamt müsse man Verbündete suchen, auch hier gelte es, Differenzen und Konflikte auszuhalten und „psychodynamisch zu handeln“.

Zur Generativität/Zukunft: Es gehe nicht nur um den Erhalt der Psychoanalyse, sondern um die nachfolgenden Generationen. Die Notwendigkeit, sich berufspolitisch zu engagieren wurde hervorgehoben, Fachlichkeit und berufspolitisches Engagement seien dabei kein Gegensatz. Es wurde gefragt, wie es komme, dass viele Aus- bzw. Weiterbildungsteilnehmende nach Abschluss erst einmal Abstand zum Institut suchen? Man verliere dadurch viele. Könnte dies anders sein, wenn man schon während der Aus-/Weiterbildung die Übernahme von Funktionen im Institut ermögliche? Gibt es andererseits auch eine Angst vor Überforderung bei der Übernahme von Funktionen? Oder zu hohe Ideale?

Psychoanalytische Institutionen organisieren sich primär um die Generativität, die als bedroht erlebt wird, auch durch den Bedeutungsverlust der Psychoanalyse in der Gesellschaft. Es wird eine Diskursänderung gefordert, die Psychoanalyse sei zu unflexibel. Die DGPT solle die Verantwortung für die Weiterentwicklung des Fachs Psychoanalyse übernehmen.

Einiges tauchte in der Diskussion auf, ohne weiter vertieft werden zu können: Die Entwicklung der DGPT ging auch mit Verlusten einher – offen blieb, welche. Was sind unsere psychoanalytischen Essentials? Welche Mythen haben wir? Ist eine Auseinandersetzung mit Unterschieden bei Festhalten an Essentials ohne Verflachung möglich? Wie könnte die DGPT 2035 konkret aussehen? Was könnten wir aus der Entwicklung der ärztlichen Verbände, sowie der ärztlichen Weiterbildung lernen? Es gibt bereits einen Trend in Richtung evidence-based, interventions- und störungsbezogener Psychotherapie – (z.B. *verfahrensfreie bzw. verfahrensüberreifende KZT in der GOP, Bereichsweiterbildungen in der M-WBO*) – gewünscht wurde eine verfahrensbezogene Versorgung auch in 2035. Wie sieht es mit der Entwicklung der Mitgliederstruktur aus: kann alles bleiben, wie es ist, oder muss sich alles ändern, damit die DGPT noch gut aufgestellt ist? Kann Entwicklung auch anregend sein, haben wir Lust darauf – angesichts der anstehenden Transformation im Hinblick auf die neue Weiterbildung?

Referent:innen:**Prof. Dr. Michael B. Buchholz**

Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Lehranalytiker, Senior-Professor an der IPU (International Psychoanalytic University), Berlin

Dr. phil. Rupert Martin

Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Köln, Lehranalytiker (DPVIPA, DGPT), Gruppenlehranalytiker (D3G), stellvertretender Vorsitzender der DGPT (outgoing), Delegierter der 6. Kammerversammlung der PTK NRW und des Deutschen Psychotherapeutentages

Dipl.-Psych. Torsten Michels

Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker (DPG, DGPT), Gruppenanalytiker, Hamburg, Vizepräsident der PTK Hamburg

Dr. phil. Lena Sabaß

Psychologische Psychotherapeutin, Gastwissenschaftlerin an der LMU München, Weiterbildungsteilnehmerin an der Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie München e.V., a.o. Mitglied der DGPT

Dipl.-Psych Georg Schäfer

Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Bonn, Lehranalytiker (DGPT, NFIP), Stellv. Vorsitzender des DGPT-LV NRW, Beisitzer im Vorstand der PTK NRW

Dr. med. Ingrid Stammnitz

FAin für Innere Medizin, FAin für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Psychoanalytikerin, Berlin, Lehranalytikerin (DPG, IPA, DGPT), Gruppenanalytikerin, Mitglied des Unterrichtsausschusses am IPB (Institut für Psychoanalyse, Psychotherapie und Psychosomatik Berlin e.V.)

Anlagen:

- Präsentation Rupert Martin/Georg Schäfer
- Präsentation Torsten Michels
- Präsentation Micheal B. Buchholz